



Adalbertus

Zeitschrift für ostmitteleuropäische Begegnung

Herausgegeben von

Adalbertus-Werk e.V.
Bildungswerk der Danziger Katholiken

Adalbertus-Jugend
Katholische Jugend aus Danziger Familien

forum



INHALT

Wolfgang Nitschke Porzellan kitten statt zerschlagen	2
Viola Nitschke-Wobbe „Wir woll'n, wenn sie die Kreuze hissen, die Auferstehung lernen“ – Geistliches Wort	3
Wolfgang Nitschke Danzig: Ort des Handels und der Geschichte	4
Geschichte nicht umdeuten Presseerklärung der AKVO	6
Adalbert Ordowski Gemeinsames Bekenntnis zum Frieden	6
Jan Sokol Jan Patočka und die „Charta 77“	8
Adalbert Ordowski 25 Jahre nach dem Kriegsrecht in Polen	10

*Adalbertus-Werk und Adalbertus-Jugend
wünschen allen Lesern des
adalbertusforums
Gottes Segen zum Osterfest*

Pakete nach Polen	12
Interview mit Wim van der Linden	
Ich war nicht „IM Philosoph“	13
Interview mit Erzbischof Józef Zycinski	
Ingrid Neudeck Lichtblicke	14
Nadia Benameur „Tod in Danzig“? – eine deutsch-polnische Koproduktion	15
Tabea Quecke Charaktere aus dem Selbstversorgerhaus	15
Mit frischer Kraft	17
Geschäftsführerwechsel bei der Aktion West-Ost	
Adam Krzemiński Vom „doppelköpfigen Ungeheuer“ bis zum „antideutschen Schatten“	18

61. GEMENTREFFEN
vom 25. bis 30. Juli 2007
Intern. Jugendtagung 24. bis 30. Juli

Spendenaufwurf	23
„Bischof von Danzig in schwerer Zeit“	23
Wolfgang Nitschke / Adalbert Ordowski „Einheit in der Vielfalt“	24
Kein Asyl für tschetschenischen Dichter	25
Neues aus Danzig / Zum Gedenken	26
Glückwünsche	27
Veranstaltungen / Impressum	28

ZUM TITELBILD

Auch nach über einem Jahr Kriegsrecht war die Opposition noch nicht besiegt: Versammlung mit Lech Wałęsa im Pfarrhof von St. Brigitten am 14. März 1983. Rechts: Solidarność-Kapelle in St. Brigitten.



Porzellan kitten statt zerschlagen

„Politik verdirbt den Charakter“ oder „Politik ist ein schmutziges Geschäft“ – solche Redensarten gibt es nicht nur in der deutschen Sprache, sondern auch auf Polnisch und Hebräisch.

Politiker stehen in der Liste der „angesehen Berufe“ weit unten – der Fairness halber sei erwähnt, dass dies auch für Journalisten (also auch für mich) gilt!

Doch während man in Deutschland über die Zeiten allgemeiner Politikverdrossenheit jammert, schert sich in Polen, Litauen oder Tschechien niemand darum, dass die Wahlbeteiligung bei 50 oder 60 Prozent liegt. Es war halt nie anders in den jungen Demokratien Osteuropas! In Deutschland jedoch sind derartig niedrige Wahlbeteiligungen ein Anlass zur Sorge: Jugendliche sehen in Politikern ein Problem – keine Lösung. Und im Grunde haben sie Recht, wenn man die „Elefanten“ sieht, die momentan alle Porzellanläden der Welt stürmen.

Was verleitet die polnische Regierung zu antideutschen Parolen? Was denkt sich die Vorsitzende des „Bundes der Vertriebenen“ (BDV) Erika Steinbach, wenn sie die polnische Regierung als „hochneurotisch“ bezeichnet? Was veranlasst die polnische Außenministerin Anna Fortyga in einem Interview vom 2. Februar 2007 zu sagen, die Lage der polnischen Minderheit in Deutschland sei unbefriedigend? Auch aus der Kirche vernimmt man immer öfter Misstöne. Was reitet deutsche katholische Bischöfe, wenn sie in Israel zu Besuch sind und die Situation der Palästinenser mit dem Warschauer Ghetto vergleichen, oder einen Bischof Frauen als „Gebärmaschinen“ zu bezeichnen, wenn sie sich um einen Krippenplatz bemühen? Noch dazu, wenn besagter Bischof für dies Thema in der Bischofskonferenz gar nicht zuständig ist.

Ein wesentlicher Teil der Politik ist Diplomatie. Und die ist in den genannten Beispielen leider nicht zu erkennen. Es geht in keiner Weise darum zu urteilen, ob die Aussagen richtig oder falsch sind. Natürlich gibt es in Polen antideutsche Strömungen, natürlich kann man die polnische Regierung – mit Recht – kritisieren, natürlich sind viele Spätaussiedler und Exilpolen in Deutschland nicht ausreichend integriert und natürlich ist die Situation der Palästinenser nicht befriedigend oder die Frage der Kinderkrippen diskussionswürdig. Aber muss man mühevoll gekittetes Porzellan derart zerschlagen, wie es momentan Politiker und kirchliche Würdenträger allerorten tun?

Ich denke, es geht auch anders, und ich denke auch, dass das Adalbertus-Werk e.V. zusammen mit vielen anderen Organisationen und Institutionen bewiesen hat, dass es sich lohnt, wenn man Porzellan lieber kittet, als zerschlägt, alte Wunden heilen lässt, aber

auch, dass man den Weg der Versöhnung gehen muss, den Dialog suchen und auch leben kann.

Vielleicht fällt es uns etwas leichter, ohne Provokationen auszukommen, weil wir nicht so sehr auf die mediale Aufmerksamkeit aus sind wie mancher Politiker. Aber lohnt es sich um der Medien willen, mit markigen Worten die gegenseitigen Beziehungen zu gefährden? Es gibt durchaus auch andere Beispiele von Menschen, die im öffentlichen Leben stehen.

Ich habe dem neuen polnischen Botschafter Dr. Marek Prawda im Namen des Adalbertus-Werkes zu seiner Ernennung gratuliert und ihm geschrieben, dass wir froh und dankbar sind, in diesen schwierigen deutsch-polnischen Zeiten „einen langjährigen Freund, Begleiter und Beobachter unserer Arbeit im Amt des Botschafters zu wissen“. Er hat mir



Deutsch-polnische Gespräche: Bundeskanzler Helmut Kohl mit Ministerpräsident Tadeusz Mazowiecki, 1989.

geantwortet, dass für ihn „das Adalbertus-Werk e.V. ein Sinnbild der deutsch-polnischen Aussöhnung“ sei „und ein Beleg dafür, dass Verständigung zwischen Menschen verschiedener Nationalitäten, die vom Vertriebenenenschicksal erfahren sind, möglich ist“.

Ein zweites Beispiel: Max Danziger, der Vorsitzende der jüdischen Danziger und West- und Ostpreußen in Israel hat sich für die Zusendung der Festschrift zum 60. Gementreffen bedankt und darum gebeten, dass wir den christlich-jüdischen Dialog im Sommer – wenn er zur Kur in Deutschland weilen wird – in einem persönlichen Gespräch vertiefen. Ich habe ihn – ebenso, wie den Oberrabbiner von Warschau Mr. Burt E. Schuman – nach Gemen eingeladen und ich freue mich darauf Herrn Danziger kennen zu lernen, zumal – wie es schon in der Festschrift erwähnt ist – die fünf Bäume im Pinienwald von Jerusalem im Gedenken an Gerhard Nitschke gepflanzt wurden, sicher nicht nur ein Zeichen der Anteilnahme, sondern auch als Zeichen der Verbundenheit zwischen den jüdischen Danzigern, West- und Ostpreußen in Israel und dem Adalbertus-Werk. Und ich darf auch noch einmal aus seinem Grußwort

zum 60. Gementreffen zitieren: „das Motto: Frieden sichern – Versöhnung stärken – glauben, das wäre auch für uns hier ein gutes Leitwort!“

Aus diesen zwei Beispielen können wir lernen: Nicht jeder Jude hasst jeden Deutschen oder Palästinenser. Nicht jeder Pole ist besetzt vom Nationalismus und hat Angst vor Deutschen, nicht jeder Deutsche will die Geschichte umkehren und das Leid der Juden und Polen im Zweiten Weltkrieg wegreden. Und: Ein Dialog zwischen Religionen und Nationen ist durchaus möglich und fruchtbar. Das haben wir auch bei der Veranstaltung „Assisi in Danzig“ erfahren dürfen, über die wir in dieser Ausgabe ausführlich informieren. Und wir beginnen in dieser Ausgabe auch mit der neuen Rubrik „Lichtblicke“ in der verschiedene Autoren positive Erlebnisse zwischen Deutschen und Polen schildern. Ich bitte jeden, aus jeder Generation, Nation oder Religion, der dazu schreiben kann, um einen Beitrag und fände es auch schön, wenn wir die Rubrik gemeinsam um das Thema: „Christen und Juden“ oder „Israelis und Palästinenser“ erweitern. Solche „Lichtblicke“ – wie die erste Geschichte in diesem Heft „Willst du Brot?“ – zeigen, dass schon 1945 Dinge zwischen Menschen möglich waren, die zwischen Staaten und Religionen heute scheinbar immer noch nicht möglich sind. Sie zeigen auch, dass eine Verständigung nur über die Menschen möglich ist.

Vielleicht ist es sinnvoll, Dinge einmal anders zu interpretieren, als sie eigentlich mal gemeint waren – vielleicht muss man auch die polnische Regierung oder den BDV anders interpretieren, als dies in den Medien stattfindet. Und so will ich zum Abschluss eine Textpassage aus einem Lied zitieren, welches Mark Knopfler 1985 geschrieben hat. Den Älteren wird der Name vielleicht nichts sagen, aber die Jüngeren kennen das Lied sicher. Es heißt „Brothers in Arms“, was im Internet und anderen Quellen immer mit „Waffenbrüder“ übersetzt wird, denn das Lied soll sich auf den „Falklandkrieg“ zwischen England und Argentinien 1982 beziehen. Doch das Lied ist eher ein Appell an den Frieden zwischen den Völkern:

*Es gibt so viele verschiedene Welten,
so viele verschiedene Sonnen.
Aber wir haben nur eine Welt.
Und doch leben wir in verschiedenen.*

Heißt es da – und:

*Wir sind Narren, Krieg zu führen
gegen unsere Brüder.*

Wenn wir akzeptieren, dass Nationen, Religionen und Kulturen verschieden sind, kann es gelingen, dass wir – Deutsche und Polen, Juden und Christen, Palästinenser und Israelis – in Frieden leben. Wir haben nur eine Welt und leben doch in verschiedenen – auch Deutsche und Polen, obwohl sie Nachbarn und wohl auch Narren sind, müssen das immer wieder lernen. Gerade das Osterfest gibt uns die Chance dazu, aus Leid wird Freude, aus Tod wird Auferstehung.

Wolfgang Nitschke

stellv. Vorsitzender des Adalbertus Werkes e. V.

„Wir woll'n, wenn sie die Kreuze hissen, die Auferstehung lernen“

Geistliches Wort

*Nun freut euch hier und überall,
der Herr ist auferstanden;
im Tod bracht er den Tod zu Fall
und macht die Höll zuschanden.
Des Lebens Leben lebet noch;
sein Arm hat aller Feinde Joch
mit aller Macht zerbrochen.*

Diese Zeilen österlicher Freude dichtete im Jahre 1653 – nur 5 Jahre nach dem schrecklichsten europäischen Krieg, den die Geschichte bis zu den beiden Weltkriegen kannte – der große evangelische Kirchenliedschöpfer Paul Gerhardt. Die Eröffnungstrophe dieses Osterliedes (GL 226) zeugt von großer Glaubenskraft, von Vertrauen auf die



Der „Auferstandene“ aus dem Freskenzyklus im Kreuzgang des Domes zu Brixen, 14. Jahrhundert.

Überwindung allen Leides durch die geschenkte Erlösung – in der Überwindung des ewigen Todes durch den Kreuzestod Jesu. Die Schrecken der Hölle sind gebrochen, mächtig siegt das Leben über den Tod und uns allen bleibt es zu jubeln und uns zu freuen ob dieser Lebensfülle.

Paul Gerhardt, dessen Geburtstag sich im März 2007 zum 400. Male jährt, hatte bis 1653 in seinen 46 Lebensjahren in großem Maße Not und Tod, Krieg und Elend erlebt und viel persönliches Leid ertragen müssen. Aber er weiß um Gottes Güte, um Heil und Segen, die von Gott kommen und er fasst sie in seinen 130 überlieferten Liedern immer wieder neu in wunderbar singbare Worte.

Und nicht nur dies. Diese Glaubenstiefe kann auch den heutigen Christen anstiften zum

Jubel über die Erlösung. Zur Hoffnung und zum Glauben an die Auferstehung. Zum Mut aus der Gewissheit der Erlösung aufzubrechen in der eigenen Zeit und Geschichte, im eigenen Leben mit allen Kreuzen und Toden, die es uns – jedem einzelnen oder auch ganzen Völkern und Nationen – abverlangen mag.

*O Chryste! Als du am harten Holze
die Lider schlossest vor dem Feinde,
da stieg aus deinem Staub der stolze
Gott – und alle Menschheit weinte.*

*Sterbender Gott! Zwischen fallenden Sternen –
Aus Atemnot. In Finsternissen.*

*Wir woll'n, wenn sie die Kreuze hissen,
die Auferstehung lernen.*

Die polnische Dichterin Anna Pogonoska war im Jahre 1951 (fast 300 Jahre später) neunundzwanzig Jahre alt. Als Kind und Jugendliche erlebte sie den II. Weltkrieg, dann ein kommunistisches Polen, in diesem Kontext entsteht das Gedicht „Die Lehre“.

Wir wollen „Auferstehung lernen“, resümiert sie, wenn die Kreuze uns entgegen kommen, dass nicht Atemnot und Finsternis obsiegt.

Auferstehen – aufstehen in dem Willen frei zu sein, dass Menschen ihr Menschenrecht und die Freiheit haben – dass Menschen befreit sind im Sinne einer Auferstehung und Erlösung durch Gott.

Aus dem gläubigen Wissen um göttliche Erlösung und aus dem humanitären Streben nach Menschenrechten und Freiheit sind Menschen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Polen und Tschechien aufgestanden. Sie haben Verfolgung, verschiedene Formen von Finsternissen und Höllen ertragen, sind unterjocht und entrechtet worden.

Sie haben gekämpft und gehofft, vertraut und gebetet. Und sie wussten sich gestärkt und begleitet durch andere Menschen in ihren Staaten, in Deutschland und in ganz Europa.

Ihre Beharrlichkeit hat schließlich zu einem neuen Europa geführt.

Einem Europa, dessen tiefe Wurzeln in dem christlichen Glauben an die Auferstehung Jesu liegen. Diese verbindenden Wurzeln mögen uns gemeinsam in die Zukunft dieses 21. Jahrhunderts tragen. Sie mögen uns gemeinsam an einer lebenswerten Zukunft in Freiheit und Würde, in Menschlichkeit und Vertrauen bauen lassen; damit wir „hier und überall“ in unserem persönlichen Leben und im Miteinander der Völker und Nationen des „Lebens Leben“ erfahren und erfahrbar machen können.

Gesegnete, frohe Ostern wünsche ich Ihnen allen!
Viola Nitschke-Wobbe



„Das Krantor mit der Langen Brücke“, kolorierte Kreidelithografie von Eduard Meyerheim (1808–1879).

Danzig: Ort des Handels und der Geschichte

Die 13. Deutsch-Polnische Studientagung in Danzig/Gdańsk vom 20. bis 27. Mai 2006

Vom 14. bis 21. Mai 2007 findet in Danzig die 14. Deutsch-Polnische Studientagung statt. Neben einer ganz herzlichen Einladung an der Tagung teilzunehmen und dem Programm, welches wir hier veröffentlichen, ist dies auch ein Anlass auf die 13. Deutsch-Polnische Studientagung im Mai 2006 zurück zu blicken.

Mit dem Thema „Danzig: Ort des Handels und der Geschichte“ hatten wir erstmals eine Tagung organisiert, die die wirtschaftlichen Aspekte der Region Danzig in den Mittelpunkt rückte. Angefangen bei den Patriziern und Kaufleuten des Mittelalters – bis hin zur heutigen Situation in der EU. Wir begannen mit einer Besichtigung der Speicherinsel, die uns – fachkundig begleitet von Prof. em. Dr. Andrzej Januszajtis – an Orte führte, die man als Reisender sicher nicht unbedingt besucht und, die auch unseren

Danziger Freunden oftmals unbekannt waren. Prof. Januszajtis informierte dabei auch über die Pläne der Stadt für den weiteren Aufbau der Insel, wobei nicht nur er über manche Vorschläge aus dem Wettbewerb entsetzt war. So gibt es Entwürfe, die mehrere neue Fußgängerbrücken über die Mottlau vorsehen, was den herrlichen Blick auf die „Lange Brücke“ und das Krantor empfindlich beeinträchtigen würde. Im Herder-Zentrum folgte dann ein Lichtbildervortrag über berühmte Hansestädte – vorbereitet von Viola Nitschke-Wobbe – denn gerade die Hanse war ja für die wirtschaftliche Blüte der damaligen Zeit ein Garant und zum Abschluss des ersten Tages trafen wir uns mit einigen polnischen Freunden in der kaschubischen Taverne Mestvin.

Ein gelungener Tag, obwohl uns die 13 im Titel der Studientagung im Vorfeld kein

Glück beschert hatte. Durch die Haushaltssperre des Bundesfinanzministeriums konnte uns das Bundesinnenministerium beim besten Willen – und der war durchaus spürbar – keine Finanzierungshilfe geben.

Die Tagung zum Thema Wirtschaft begann also mit wirtschaftlichen Problemen, die wir aber Dank der Tatsache, dass Teilnehmer einen höheren Tagungsbeitrag beisteuerten oder Referenten auf ein Honorar verzichteten, zumindest teilweise auffangen konnten. Gleichwohl – die finanzielle Blüte der Patrizierzeit wollte und konnte sich für diese Tagung nicht einstellen. Aber das Haus, die Reisen, die Referenten – alles war gebucht und wir entschieden uns, lieber eine etwas Verlust bringende Tagung in Danzig zu veranstalten, als identischen Verlust durch Ausfallgebühren zu erwirtschaften und im Nachhinein muss man sagen – diese Ent-



Prof. Dariusz Filar bei seinem Vortrag im Ratssaal der Stadt Danzig.



scheidung war richtig. Wir haben interessante neue Kontakte geknüpft. Zum Beispiel zu Prof. Dr. Włodzimierz Zientara aus Thorn / Toruń, der auch in diesem Jahr unser Gast sein wird. In einem beeindruckenden Referat schilderte er die Blüte Danzigs unter der Krone Polens und er entsandte uns für den Sommer zum Gementreffen auch eine Studentin seiner germanistischen Fakultät. Den Kontakt zur Universität in Thorn wollen wir aufrechterhalten und vertiefen. Gerhard Erb hielt uns zwei Referate zu den Themen „Handelswege, Handelsgüter, Handelspartner – Danzig in der Hanse“ und zu „Wirtschaft und Handel Danzigs zur Freistaatszeit“. Wir beschäftigen uns mit dem Schiffsbau in Danzig in frühen Jahren, aber auch zur heutigen Zeit mit Prof. Dr. Szymund Paszowa, TU Danzig.

Die Anekdoten in der Diskussionsrunde über den „Schwarzhandel im Kommunismus“ werden sicher in Erinnerung bleiben und natürlich waren auch der wachsende Tourismus seit der Wende und dessen wirtschaftliche Auswirkungen auf die Region Danzig ein Thema. Selbstverständlich kam auch die Rolle der Kirche für Meinungsfreiheit und Pluralität in Polen zur Sprache und wir durften auch wieder in der Gemeinde St. Dorothea in Nenkau/Jasien zu einem Gottesdienst für Frieden und Versöhnung zu Besuch sein. Es war eine runde, gelungene Tagung mit vielen guten Gesprächen und Erlebnissen, die Lust macht, wieder nach Danzig zu fahren und, die von Anfang bis Ende – der knappen Kasse zum Trotz – hohes Niveau, Spaß und Freude bereitet hat. Im Fußball sagen Trainer nach dem Spiel immer „die Mannschaft war der Star“ und wollen keinen Spieler herausheben. Ich denke, dass dies auch für die 13. Studientagung im Grunde gilt: Die Mannschaft aus Teilnehmern und Referenten war der Star – aber mir persönlich sind besonders drei Dinge in bleibender Erinnerung geblieben:

Das stimmungsvolle Orgelkonzert mit Prof. Roman Perucki in der Kathedrale von Oliva, an dessen Ende ein Teil der Gruppe auf der

Die Gruppe während der Exkursion auf der Danziger Werft.



Beim Rundgang auf der Speicherinsel – in der Mitte Prof. Andrzej Januszajtis.

Filar für seine Verbundenheit mit dem Adalbertus-Werk und auch der Stadt Danzig, die – trotz des Feiertages, den

Orgelepore die Orgel aus nächster Nähe betrachten konnte, die Exkursion in den Hafen, bei der uns Roman Sebastyański, die Pläne für das neue Stadtviertel erläuterte und wir – wie auf der Speicherinsel – wieder zu Orten kamen, die einheimische Danziger oder Touristen sicher nicht sehen können, denn man kann nicht ohne Genehmigung über das Werftgelände fahren und die Begegnung mit der stellvertretenden Stadtpräsidentin Katarzyna Hall im Rathaus. Sowie der sich daran anschließende Vortrag von Prof. Dr. Dariusz Filar im Plenarsaal zum Thema „Die wirtschaftlichen Chancen der Region Danzig im geeinten Europa“ mit der folgenden Diskussion. Es ist sicher nicht selbstverständlich, dass ein Mitglied des Vorstandes der polnischen Nationalbank spontan „Ja“ sagt, wenn man um einen solchen Vortrag bittet. Noch einmal Dank an Prof.

der Staatspräsident für diesen Tag, während des Papstbesuches in Polen angesetzt hatte – die Begegnung und den Vortrag im Rathaus möglich machte.

Ich hoffe, dass dieser Bericht über die 13. Deutsch-Polnische Studientagung auch bei Ihnen und Euch Lust auf die 14. Deutsch-Polnische Studientagung weckt – nicht nur bei den „üblichen Verdächtigen“. Es wäre schön, wenn wir gerade aus Deutschland noch mehr Teilnehmer gewinnen könnten, denn in Danzig lässt sich der persönliche Kontakt zu unseren polnischen und deutschstämmigen Freunden noch intensiver gestalten, als in Gemen. „Polens Rolle in Europa“ heißt unser Thema in diesem Jahr – ein sicher aktuelles und vielschichtiges Leitwort für eine interessante Begegnung.

Wolfgang Nitschke

Geschichte nicht umdeuten

Presseerklärung der AKVO

Vom 16. bis 18. März 2007 tagte die Mitgliederversammlung der Arbeitsgemeinschaft der Katholischen Vertriebenenorganisationen (AKVO) in Würzburg.

● Die Delegierten erörterten das deutsch-polnische Verhältnis und begrüßten die jüngste Aufforderung von Bundeskanzlerin Merkel in Warschau, die Geschichte nicht umzu- deuten. Nach Auffassung der Delegierten muss sich dieser Appell sowohl an die deutsche als auch an die polnische Seite richten.



Bundeskanzlerin Angela Merkel und der polnische Ministerpräsident Jaroslaw Kaczynski.

Beide Seiten müssen sich um Wahrhaftigkeit bei der Beschäftigung mit der Vergangenheit bemühen! Das durch den von Deutschland ausgegangenen Krieg verursachte Leid und das Unrecht der kollektiven Vertreibung dürfen nicht nachträglich umgedeutet werden.

● Den kommenden Generationen muss – so die Versammlung – möglichst umfassend und objektiv das von Deutschen verursachte Unrecht und an Deutschen getane Leid dokumentiert werden. Die Schaffung eines „Zentrums gegen Vertreibungen“ in Berlin unter Mitwirkung von Vertretern von Opfergruppen der im 20. Jahrhundert stattgefundenen Vertreibungen und Zwangsumsiedlungen ent-

spricht dem in der Koalitionsvereinbarung vom November 2005 beschlossenen „sichtbaren Zeichen“, das in Zusammenarbeit mit den Nachbarn Deutschlands beschlossen wurde. Dieses „Zentrum gegen Vertreibungen“ muss auf breiter Basis möglichst rasch realisiert werden.

● Die Versammlung begrüßte nachdrücklich, dass die deutschen Fernsehanstalten in den letzten Wochen der Not und dem Leid der deutschen Heimatvertriebenen einen breiten Raum gewidmet haben. Hierdurch kamen die Fernsehanstalten ihrem gesamtgesellschaftlichen Auftrag, der deutschen Öffentlichkeit Kenntnis über die Vertreibung der Deutschen zu vermitteln, in dankenswerter Weise nach.

● Die Delegierten bedauerten, dass der Weg der deutsch-polnischen Verständigung in den vergangenen Monaten dadurch weiter erschwert wurde, dass die polnische Regierung die effektive Arbeit des in die Zukunft weisenden Deutsch-Polnischen Jugendwerks blockiert. Viele geplante Begegnungen junger Menschen wurden dadurch verhindert!

● Einmütig unterstrich die Versammlung, dass die Vertriebenenarbeit und die Vertriebenenenseelsorge auch in Zukunft eine Aufgabe der Kirche, ja der ganzen Gesellschaft ist, um noch offene Wunden zu heilen und neuen geistigen Verirrungen vorzubeugen!

● Die Versammlung diskutierte die Bildungs- und Gesellschaftsarbeit der politischen Stiftungen Osteuropas (Referent Dr. Christian Taaks, Friedrich-Naumann-Stiftung, Potsdam) und die Pflege der deutschen Kultur in Osteuropa (Referentinnen: Frau Dr. Hanna Nogossek, Deutsches Kulturforum östliches Europa, Potsdam, und Frau Dr. Heike Müns, Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Oldenburg); sie forderte die Bundesregierung auf, die Mittel zur Bewahrung und Förderung der deutschen Kultur im östlichen Europa zu verstärken. **Herbert Werner**, Sprecher der AKVO



VERTREIBUNGEN – GESTERN! HEUTE! MORGEN?
Das albanische Flüchtlingslager Stankovic in Mazedonien, 1999.

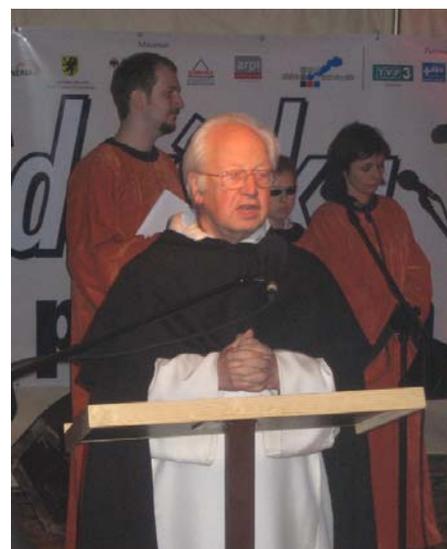
Zwanzig Jahre war es her, dass Papst Johannes Paul II. in Assisi ein Zeichen setzte. Damals im Oktober 1986 hatte er Vertreter der drei monotheistischen Religionen zu einem Friedensgebet in die Stadt des heiligen Franziskus nach Assisi eingeladen, um für den Weltfrieden zu beten. Die Franziskaner, die in Danzig das Maximilian-Kolbe-Haus leiten, in dem wir schon oft zu Gast waren, wollten diesem Beispiel folgen und luden die in Danzig vertretenen Religionsgemeinschaften am 27. Oktober 2006 zu „Asyż w Gdańsku“, also „Assisi in Danzig“ ein. Auch das Adalbertus-Werk war zu dem Treffen eingeladen und beteiligte sich mit 12 Personen daran.

Den Auftakt bildete am Morgen eine Fahrt zu den Friedhöfen. Erstes Ziel war der jüdische Friedhof in Zoppot. Alle Männer bekamen am Tor eine Kippa, die jüdische Kopfbedeckung, die bei Gottesdiensten zu tragen ist. Der Danziger Gemeindevorsteher Jakob Szadaj erklärte etwas zur Geschichte des Friedhofs und sprach ein kurzes Gebet. Mit jüdischen Liedern, die mit Gitarrenbegleitung vorgetragen wurden, schloss die kleine Gebetseinheit.

Zweite Station war der Tatarenfriedhof. Manchem Teilnehmer der Exkursion wird es neu gewesen sein, dass es seit langer Zeit eine muslimische Religionsgemeinschaft in Danzig gibt. Sie besteht aus Tataren, die vor Jahrhunderten aus dem Osten geflohen sind und sich in Danzig niederließen. Die ca. 30 Gräber auf dem Tatarenfriedhof, einem Teil des Friedhofs an der Ulica 3-go Maja, waren vielfach aus wertvollem Stein und mit einem Halbmond geschmückt. Über die Geschichte des Friedhofs und der tatarischen Minderheit klärte uns der Sohn des Imams Prof. Selim Chazbijewicz auf.

Als dritte Station besuchten wir dann den „Friedhof der nicht existierenden Friedhöfe“ neben der Fronleichnamskirche. Dort gestalteten wir als Adalbertus-Werk eine Andacht, unter anderem mit dem Gebet, das Gerhard Nitschke bei der Eröffnung des Friedhofs gesprochen hatte.

Der Höhepunkt von „Assisi in Danzig“ erwartete uns am Nachmittag. Im Vorhof der Trinitatiskirche war ein Zelt aufgebaut, in dem sich die Religionsvertreter und die Gemeinde einfanden. Trotz der kühlen Außentemperaturen war man bewusst nicht in die Kirche gegangen, um deutlich zu machen, dass es sich hier um eine interreligiöse Veranstaltung handelte. Vertreten waren dort die jüdische Gemeinde, die muslimische Gemeinde, sowie fünf christliche Konfessionen: die griechisch-orthodoxe, die griechisch-katholische (also unierte), die polnisch-katholische (also altkatholische), die armenische und die römisch-katholische Kirche, vertreten durch den Danziger Erzbischof Tadeusz Gocłowski. Auch Pater Diethard Zils OP nahm als Vertreter des Adalbertus-Werkes zwischen den Geistlichen Platz. Eigens angereist für den Tag war der Franziskanerpater Massimiliano Mizzi OFMConv. aus Assisi, der Papst Johannes



Pater Diethard Zils OP als Vertreter des Adalbertus-Werkes zu Beginn seines Gebetes um Frieden und Versöhnung am 27. 10. 2006 in Danzig.

Gemeinsames Bekenntnis zum Frieden

Franziskaner luden Ende Oktober zu „Assisi in Danzig“ ein

Paul II. 1986 in Assisi als Sekretär zur Seite gestanden war und so den Geist des Urtreffens in Assisi verkörperte. Ein Gospelchor sorgte für eine heitere und zugleich besinnliche Stimmung. Ebenso trug ein jüdisches Ensemble zur musikalischen Gestaltung bei. Jeder Religionsvertreter erhielt die Gelegenheit, aus seiner Sicht eine Stellungnahme zum Thema Frieden abzugeben und ein Gebet zu sprechen. Dadurch wurde sowohl die Vielfalt der Bekenntnisse als auch der gemeinschaftliche Wunsch nach Frieden und Heil erlebbar. Besonders mitreißend gestaltete Pater Diethard sein Gebet mit einem Lied in deutscher und polnischer Sprache.

Höhepunkt des Treffens war die Überreichung der Olivenbäume an die Vertreter der verschiedenen Religionsgemeinschaften (rechts), musikalisch umrahmt von einem Danziger Gospelchor (links).

Leider konnten wir als deutsche Vertreter nur begrenzt die Inhalte verfolgen, da nur wenige da waren, die im kleinen Kreis simultan übersetzen konnten. Doch der feierliche Charakter war auch so spürbar, besonders als am Ende jeder Geistliche einen kleinen Olivenbaum erhielt als Erinnerung an den Nachmittag und als Auftrag, den Geist von Assisi auch in die jeweilige Gemeinde zu tragen.

An den Gebetsnachmittag schloss sich eine Podiumsdiskussion unter dem Titel „Symposium der Einheit“ und der Leitung von Adam Hlebowicz (Chefredakteur von Radio Plus) zum interreligiösen Dialog im Danziger Nationalmuseum an. Leider konnten auch hier die nicht polnisch-sprachigen Teilnehmer die Diskussion nur sehr bruchstückhaft verfolgen. Im Rahmen der Veranstaltung wurde außerdem die Ausstellung „Die

10 Gerechten“ eröffnet. Sie zeigte Lebensdokumente von Danziger Bürgern aus verschiedenen Jahrhunderten, die sich auf sehr unterschiedliche Weise für den interreligiösen und interkulturellen Dialog eingesetzt hatten.

Ein unerwartetes Highlight erwartete uns schließlich noch, nachdem die Diskussion beendet war. Da es ein Freitagabend war, lud uns die jüdische Gemeinde ein, mit ihr den Beginn des Schabbat zu begehen. Unter der Leitung von Rabbi Burt E. Schuman, der ein amerikanischer Jude ist und kurz vorher das Amt des Synagogenvorstehers in Warschau übernommen hatte, lernten wir die vorabendliche Schabbat-Zeremonie mit ihren Gesängen und Gebeten kennen. Bei einem vorzüglichen Buffet klang der Abend aus und endete mit persönlichen Gesprächen.

Dank der Initiative, der Danziger Franziskaner, machte der Tag „Assisi in Danzig“ die Vielfalt der religiösen Bekenntnisse bewusst und gab Anlass, sich untereinander kennen zu lernen und miteinander für den Frieden in der Welt einzusetzen und zu beten.

Adalbert Ordowski



Die „Charta 77“ ist von ganz besonderer Bedeutung in der jüngsten tschechischen Geschichte.

Am 1. Januar 1977 – vor 30 Jahren – unterzeichneten 242 Bürger unterschiedlichster gesellschaftlicher Gruppen diesen Appell zur Einhaltung der Menschen- und Bürgerrechte gerichtet an die damaligen kommunistischen Machthaber der Tschechoslowakei. Im Jahre 1975 hatten sich diese mit der Unterzeichnung der Schlussakte von Helsinki dazu verpflichtet, aber die gesellschaftliche Lage in der Tschechoslowakei war unverändert geblieben.

Bis Januar 1990 fand die „Charta 77“ ca. 1.800 Unterzeichner. Sehr viele erfuhren deshalb massive Repressionen des Staates durch Verhaftungen, Verhöre, Wohnungsdurchsuchungen und Landesverweisungen, auch ihre Familien wurden nicht verschont. Die von der „Charta 77“ veröffentlichten Texte (bis 1989 waren es 572) erfuhren über westliche Medien Verbreitung. Eine Berichterstattung über die Aktivitäten und die Repressionen der Mitglieder konnte auch nur im Westen erfolgen.

Die „Charta 77“ verfolgte keine parteipolitischen Ziele, sie suchte den Dialog mit den Machthabern zu verschiedenen gesellschaftlichen und politischen Fragen insbesondere über Verletzungen der Menschenrechte.

Am 3. 11. 1992 stellte sie offiziell ihre Tätigkeit ein – da sie die historische Aufgabe als erfüllt ansah.

Der Philosoph Jan Patočka starb am 13. März 1977 nach einem Verhör der kommunistischen Staatssicherheit, welches er als Mitunterzeichner hatte erdulden müssen. Seiner wurde bei den Gedenkfeiern zum 30. Jahrestag besonders gedacht.

Der Autor dieses Beitrages – Prof. Jan Sokol, heute Inhaber einer Philosophieprofessur an der Karls-Universität Prag – zählt selber zu den Unterzeichnern der Charta und erduldet die Sanktionen des Regimes. Nach mehreren vorherigen Programmbeiträgen bereicherte er im Jahre 2004 das Gementreffen mit einem Festreferat zu einem europäischen Thema. Wir danken sehr für die Überlassung des nachfolgenden Beitrags.

V.N.-W.

Das zivile Engagement von Jan Patočka in der „Charta 77“ hat ganz bestimmt sein Leben verkürzt und gleichzeitig errang es eine gewisse Berühmtheit, besonders im Ausland. Diejenigen, die ihn kannten – seine Freunde wie auch die Geheimpolizei – musste sein entschiedenes Auftreten und energisches Handeln überraschen. Wie hing diese öffentliche Tätigkeit mit seinem ganzen Leben zusammen? Gab es einen Zusammenhang mit seinem Denken und seinem Werk? Welchen?

Patočka war ein Mensch von vielerlei Begabungen und ungewöhnlichen Fähigkeiten, die er nur in sehr eingeschränktem Maß entwickeln konnte. Er konnte nur dreimal kurz an der Universität wirken, insgesamt acht Jahre. Die meiste Zeit seines Lebens konnte er nicht publizieren, oder nur in einem be-

Jan Patočka und die „Charta 77“

stimmten Teilbereich. Er konnte nicht reisen, sich nicht mit Kollegen im Ausland treffen und an Fachliteratur kam er nur über große Hindernisse heran. Trotzdem hat sich Patočka schon jung – spätestens Ende der zwanziger Jahre – fest für die Philosophie entschieden und hat diese Entscheidung nie geändert. Man sagt gewöhnlich, dass sich jemand einer Sache „widmet“ und meint damit nichts anderes, als dass er diese Sache tut; bei Patočka gilt jedoch im starken Sinne des Wortes: er hat tatsächlich sein ganzes Leben der Philosophie und nichts anderem gewidmet.

Er war darin so konsequent, dass er alles mied, was ihn von dieser Liebe und Ordensregel seines Lebens hätte irgendwie abbringen können. Seine Hingabe an die Philosophie ging so weit, dass er sich, als die Nazis die tschechischen Hochschulen schlossen, bemühte, das Interesse an der Philosophie wenigstens bei Gymnasiasten zu wecken, die dann vielleicht einmal Studenten der Philosophie werden könnten. In den Nach-

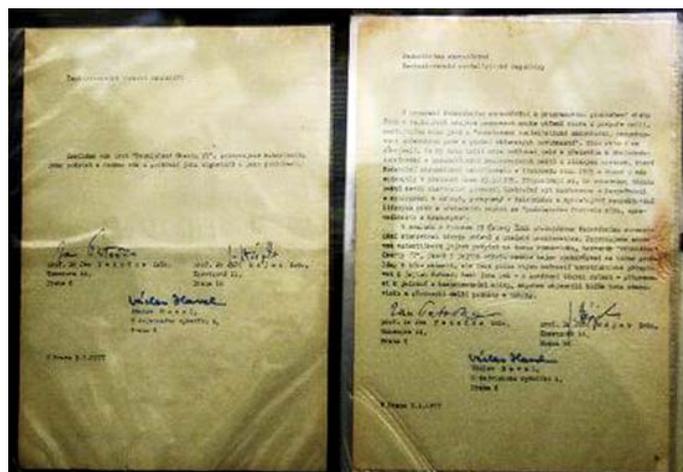


Foto: D. Hochova

Philosoph einen Staat gegründet hat“, so hatte er von dessen Nachfolger keine gute Meinung. Offensichtlich hatte er bereits an der Universität keine gute Erfahrung mit ihm gemacht und im Zusammenhang mit dem Münchner Abkommen war er ihm gegenüber vielleicht sogar zu streng. Diese sehr kritische Meinung über Eduard Beneš bewahrte er sich sein Leben lang.

Gänzlich ablehnend war seine Haltung gegenüber politischen Parteien. Zwar war unter seinen Freunden beispielsweise der Volkssozialist František Kovárna und einer seiner Schüler, die ihm am nächsten standen, Jaroslav Kohout, war aktiver Sozialdemokrat,

aber dies war eindeutig nicht Patočkas Weg. Als 1968 der „Prager Frühling“ begann, hatte Patočka in der gebildeten Öffentlichkeit bereits eine große informelle Autorität und viele hätten ihn gerne unter den stimmungswaltigen Protagonisten des „Erweckungsprozesses“, wie damals vorsichtig gesagt wurde, gesehen. Nichtsdestoweniger widerstand



Das Dokument – die „Charta 77“.

kriegsvorlesungen legte er besonderen Wert auf die Lehre philosophischer Grundlagen – Lektüre und Interpretation der Vorsokratiker, Sokrates, Platon, Aristoteles. Sein eigenes Denken ordnete er dem völlig unter, es blieb größtenteils nur bei Handschriften.

Es gehörte wohl ein bisschen zum Ethos der Vorkriegsintelligenz, dass Patočka die Politik nie lockte. Er war zwar immer ein aufmerksamer und kritischer Beobachter des öffentlichen Lebens und der Politik überhaupt, ist ihr aber persönlich immer in großem Bogen ausgewichen. Nicht, dass er die Politik für etwas Schmutziges hielt oder ihr misstraute – er blieb das ganze Leben Masaryk treu, den er ungeheuer schätzte – sie hat ihn selbst aber nicht im Geringsten angezogen. So, wie er den ersten tschechoslowakischen Präsidenten aufrichtig verehrte und immer zu zeigen versuchte, dass hier „ein

Patočka und öffentlich war er nur bereit sich für eine Reform der Akademie der Wissenschaften und des tschechischen wissenschaftlichen Lebens einzusetzen.

Gleichzeitig war Patočka jedoch ein aufmerksamer und empfindlicher Beobachter dessen, was mit der tschechischen Gesellschaft geschah. Mit Ausnahme der fünfziger Jahre, als ihn materielle Sorgen um seine Familie bedrängten und er sich tatsächlich aus Selbstschutz in die Privatheit zurückziehen musste, bemühte sich Patočka in seiner Zeit und Gesellschaft zu leben und sein Handeln immer danach auszurichten, einerseits den Kontakt mit dem europäischen Denken aufrecht zu erhalten und integer zu bleiben, aber andererseits auch nicht den Kontakt mit der heimischen, tschechoslowakischen Philosophie – so wie sie gerade war – zu verlieren. Einige seiner Texte aus den siebziger Jahren zeugen davon, wie er versuchte, seiner sich marxistisch ausrichtenden

Umwelt entgegenzukommen, ohne jedoch aus den Augen zu verlieren, dass es sich um Philosophie und nicht um Politik handelte.

Die Geheimpolizei wurde Anfang der sechziger Jahre auf Patočka aufmerksam und bemühte sich zunächst, ihn zur Mitarbeit zu gewinnen. Die Staatssicherheit (StB) bewertete seine Haltung zwar als gewöhnliche Vorsicht und bezeichnete ihn angeblich in einem Bericht pauschal als „unschädlichen Idealisten“, trotzdem beobachtete sie seine wachsende Autorität unter gebildeten Leuten. Eine solche Person wäre ihr sehr gelegen gekommen. Der Vorfall mit seinem Sohn, den ein Agent erwischte, als er „I like Ike“ auf eine Mauer schrieb – es waren gerade amerikanische Wahlen (1960) – muss dem heutigen Leser kleinlich, geradezu kindisch vorkommen. Man kann sich schwer vorstellen, welch ernste Folgen er hatte. Die StB ging gegen Patočkas Familie mit abscheulichem psychischen Druck und Erpressung vor. Am schlimmsten war dies für Frau Patočka und den Sohn Jan, der von der Schule verwiesen wurde. Patočka ließ sich aber nicht für eine Zusammenarbeit gewinnen.

Der erste direkte Zusammenstoß mit der kommunistischen Macht war gleichfalls ziemlich harmlos. Freunde aus der Internationalen philosophischen Gesellschaft luden Patočka zum Weltkongress (1973) im bulgarischen Varna ein, weil sie dachten, dass er keine Probleme haben würde, dorthin zu kommen. Patočka, der kurz vorher zwangspensioniert worden war, brauchte tatsächlich keinerlei Genehmigung noch Visum, traf schnell seine Entscheidung und flog hin. Die Polizei, die kam um ihm den Pass abzunehmen, kam zu spät. In Varna war Patočka als Privatperson auf eigene Faust, was im rigide organisierten Staatssozialismus, in der staatlichen Wissenschaft und Philosophie absolut unerlaubt und praktisch ausgeschlossen war. Die offizielle tschechoslowakische Delegation und die Veranstalter vor Ort wussten nicht, was sie mit ihm machen sollten, im Hinblick auf die ausländischen Teilnehmer wagten sie aber nicht, ihn einfach auszuschließen. Während der Sitzung wurde ihm zwar das Wort erteilt, er wurde aber etwas später unterbrochen und sein Beitrag erschien weder in den Akten, noch in der Kongresspublikation. Dafür konnte Patočka seinem Freund Klibansky¹ und anderen erläutern, was da gerade in der Tschechoslowakei los war.

Charakteristisch ist aber auch, dass sein Beitrag keinesfalls der Aufschrei eines unterdrückten Intellektuellen war, sondern eine grundsätzliche Botschaft über die Gefahr des technisierten Lebens, inspiriert besonders von Heidegger. Auch hier hat sich Patočka also seine konsequente philosophische Distanz zur aktuellen Politik bewahrt, die sicherlich nicht nur Ausdruck gewöhnlicher Vorsicht war. Er gab klar zu verstehen, dass die wirklich wichtigen Fragen für den Menschen und die Welt nicht im politischen Streit, in Verhandlungen zwischen den Großmächten noch in der beginnenden Détente gestellt werden, sondern gerade und beson-

ders von der philosophischen Kritik an den Grundfesten der modernen Welt – zum Beispiel in Form von Heideggers Gestell.

Der nächste Zusammenstoß kam drei Jahre später und endete mit einem unerwarteten Erfolg. Der Psychologe Jiří Němec machte Patočka mit dem skandalösen Fall einer Gruppe junger Rocker bekannt, die die Polizei willkürlich verhaftet hatte und verurteilen ließ. Für Patočka, einen großen Verehrer von Kammermusik, war jene Musik völlig fremd und offensichtlich auch abschreckend, trotzdem entschloss er sich im Geiste des berühmten Ausspruchs von Voltaire² zu handeln. Er besuchte viele Menschen von gewissem bürgerlichen Renommee und nach großen Anstrengungen hatte er 30 Unterschriften unter einer Petition für die Freilassung zusammengesammelt. Und es geschah, was niemand erwarten konnte: die jungen Musiker wurden freigelassen.

Diese kleine Episode hatte für die Vorbereitung der „Charta 77“ eine große, wenn nicht sogar die entscheidende Bedeutung. Viele werteten sie als Signal, dass man noch mehr erreichen kann, und begannen eine breiter

weil ich an ihr nicht beteiligt war, kann ich selbst nichts hinzufügen. Es wurde bald deutlich, dass die Last des Unternehmens eine kleine Gruppe entschlossener Menschen tragen musste und Patočka hatte für diese Funktion außergewöhnlich gute Voraussetzungen. Das spürte er selbst und auch wenn ihm die Entscheidung nicht ganz leicht fiel, lehnte er schließlich nicht ab. Er tat jedoch alles dafür, seiner Lebensüberzeugung treu zu bleiben und schwächte daher so weit es ging die technisch-politische Seite der Charta. Die Charta sollte nach Patočkas Verständnis keine „Fraktion“ sein, keine Partei, sondern ein Schritt, der im Interesse jeden Bürgers liegt. Auch wenn dafür ein paar bestimmte Menschen kämpfen müssen, tun sie das aus Solidarität mit den anderen und es geht ihnen um das Allgemeinwohl, um den allgemeinen Wert der Menschenrechte.

Auch wenn in dieser Hinsicht zwischen den Sprechern der Charta offensichtlich Einigkeit herrschte, hatten doch Jiří Hájek³ und in gewisser Weise vielleicht auch Václav Havel zur allgemeinen Politik als Entscheidungsprozess über öffentliche Anliegen keine ganz



Begeisterung für ein befreites Leben – eine Szene im so genannten „Prager Frühling“ 1968 – dieses Bild wurde mit dem deutschen Jugendfotopreis ausgezeichnet.

angelegte Aktion vorzubereiten. Dies ging zwar nicht ohne die lästige Beobachtung der StB vorstatten, trotzdem verhielten sich die Akteure keinesfalls konspirativ und die Polizei wusste also von allem. Dass sie nicht früher eingriff, war höchstwahrscheinlich im Interesse des konservativen Flügels in der Führung der KSČ (komunistická strana Československa – Kommunistische Partei der Tschechoslowakei), der sich von dem Konflikt die Festigung seiner eigenen Position versprach und vor allem jegliches Ansinnen in Richtung von Dialog und Lockerung strikt zurückweisen konnte.

Die eigentliche Vorbereitung der Charta hat Václav Havel ausführlich beschrieben und

so ablehnende Position. Als dann aber Anfang 1977 Patočka als einziger von ihnen noch in Freiheit war, agierte er mit seinen letzten Texten vehement in diese Richtung und gab der Charta so ihre allgemein bürgerliche, solidarische Prägung, die niemanden ausschließen darf – was ihr später von vielen vorgeworfen wurde und wird. Trotzdem hat gerade dieser Charakter nicht nur den tschechoslowakischen Dissens, sondern die gesamte oppositionelle Bewegung nachhaltig beeinflusst. Noch im November 1989 war klar, dass an erster Stelle die Wiederherstellung der bürgerlichen Freiheit für alle steht und erst danach über die Verteilung von Machtpositionen verhandelt werden kann.

Das ist der eigentliche Sinn des Wendemotus „Wir sind nicht wie sie“ und der „unpolitischen Politiker“. Jan Urban⁴ drückte dies damals so aus: „Bevor gespielt wird, muss das Spielfeld saubergemacht werden“. Ich

bin überzeugt, dass dies durchaus das Vermächtnis und der Beitrag Jan Patočkas ist, den in praktische Politik umzusetzen sich dann Václav Havel bemüht hat. Wie schwer das ist, zeigte schon die großzügige Amnestie von Januar 1990 und die erschrockene Reaktion der Öffentlichkeit: diese Freiheit soll auch für Verbrecher gelten? Noch schwieriger war dies allerdings gegenüber den Kommunisten, die diese Freiheit oft schamlos ausnutzten. Trotzdem bin ich der Meinung, dass es sich Patočka genau so vorgestellt hätte und die Kritiker von Havels praktischer Politik sollten sich fragen, welche anderen Möglichkeiten es gegeben hätte. Trotz aller möglichen und berechtigten Einwände sehe ich persönlich keine vernünftige Alternative. Praktische Politik ist dann eben doch etwas anderes – dem würde wohl auch Patočka zustimmen. Nur würde er an ihr wohl nicht teilnehmen können und wollen.

An diesem Rückblick auf Patočkas eigene Erfahrung und Position kann man, wie ich meine, leicht ablesen, wie sein ziviles Engagement an sein Denken anknüpft und mit ihm zusammenhängt. Ausgangspunkt und feste Grundlage von Patočkas Denken war irgendwo in der Tiefe immer Platon. Er verband ihn mit Masaryk, Husserl und Rádl⁵ – und trennte ihn bei aller Bewunderung scharf von Heidegger. Mit Platon teilte Patočka die grundlegende Überzeugung, dass der Mensch in der Gemeinschaft und für die Gemeinschaft leben muss, dass die Ordnung des Gemeinwesens von enormer Wichtigkeit ist und dass diese Ordnung notwendigerweise gewisse gemeinsame Grundsätze verlangt. Platons Protagoras sagt, „dass man den, der unfähig ist, sich Scham und Gerechtigkeit anzueignen, als einen Krebs Schaden der Gemeinde vertilgen soll“. Nur dass dieser Grundsatz dann ausgerechnet auf Sokrates fällt.

Platon löst dieses schreckliche Dilemma seines Lebens selbst mit einer scheinbar weit entfernten Idee, der sich auch Patočka fest verschrieb: die Idee der „Seelenpflege“. Der moderne Mensch kann sie kaum anders als individualistisch verstehen: wenn er überhaupt den Begriff „Seele“ akzeptiert, muss er darunter seine eigene Seele verstehen, sein Bewusstsein, sein Inneres. So aber ist es bei Platon und auch bei Patočka gerade nicht gemeint. „Seelenpflege“ ist nicht Hegels „schöne Seele“, es ist kein soul-building nach dem Muster des modernen bodybuilding, keine seelische Fitness, wie sie verschiedene Esoteriker anbieten, sondern die Sorge darum, dass sich die Seele nicht von ihren Neigungen leiten lässt, sondern

sich dem wahren Erkennen, also dem Guten, unterordnet. Die Platonische Seelenpflege führt den Menschen also aus seinem natürlichen Egoismus heraus, hin zu dem, was allen Menschen gemein ist. Sie ist – wie Patočka schrieb – „Erziehung zur Freiheit“.

Darum geschieht die Seelenpflege vor allem in der Gemeinschaft, in der Pflege des Gemeinwesens, die aber nicht zuvorderst von Regierungen und Politikern, sondern von Philosophen betrieben wird. Diese sollen Erstere kritisch begleiten, korrigieren und mit Gedanken versorgen und wohl nur im äußersten Notfall, wenn wirklich niemand sonst übrig bleibt, sollen sie einschreiten. Ihre eigentliche Aufgabe aber bleibt etwas Anderes und viel Wichtigeres, nämlich die Seelenpflege, die Sorge um das Wohl der Seele, die Pflege einer solidarischen Seele – der Seele der Gemeinde. Mit dieser Vorstellung lebte Patočka und mit ihr starb er auch. Zu dieser Idee bekehrte sich in extremer Not und in der Angst um die Zukunft am Ende des Lebens Husserl in der *Krisis der europä-*



Der historische Wenzelsplatz in Prag.

ischen Wissenschaften und Rádl in *Trost der Philosophie*. Mit beiden und mit ihrem „Platonismus“ setzte sich Patočka sein ganzes Leben lang auseinander, auch wenn er die Lösung vielleicht erst im Handeln für das Gemeinwesen fand, aber bestimmt mit dem Blick nach oben zu Rádl's „weißen Schwänen“.

Jan Sokol, Karls-Universität Prag
(aus dem Tschechischen von Oliver Engelhard)

- 1 Raymond Klibansky (1905–2005), deutsch-kanadischer Philosoph, ab 1927 Dozent in Heidelberg, 1933 wurde er als Jude von der Universität verwiesen, ab 1936 in Oxford und ab 1946 in Kanada.
- 2 „Ich widerspreche dir in allem was du sagst, aber ich würde bis zum Tode kämpfen für dein Recht es sagen zu dürfen“.
- 3 1913–1993, Diplomat und im Jahr 1968 Außenminister. Er protestierte im August 1968 bei den Vereinten Nationen gegen die sowjetische Intervention.
- 4 Einer der Sprecher des Bürgerforums im Jahr 1989.
- 5 Emanuel Rádl (1873–1942), Biologe und origineller Denker, kritischer Schüler Masaryks. Sein letztes Buch, *Útěcha z filosofie (Trost der Philosophie)*, verfasst auf dem Todesbett in schwerer Angst um das Los der europäischen Menschheit, ist das persönliche Zeugnis eines Europäers, der festhält an der Gültigkeit und Verbindlichkeit der Begriffe des Wahren und Guten, die im Buch mit dem Bild einer Schar weißer Schwäne symbolisiert werden.

Vor rund 25 Jahren, am 13. Dezember 1981 endete die „Zeit des Dialogs“. Fast fünfhundert Tage lang konnte die Unabhängige Gewerkschaft Solidarität eine legale Existenz in der Volksrepublik Polen entfalten. Doch am 13. Dezember 1981 verhängte Staatsführer General Wojciech Jaruzelski das Kriegsrecht über das Land. Zahlreiche Gewerkschaftsmitglieder wurden interniert und bürgerliche Rechte eingeschränkt. Damit sollte den in den Monaten zuvor erkämpften Rechten für das Volk und die Arbeiterschaft dasselbe Schicksal zuteil werden wie schon vielen anderen Ausländern gegen die sozialistische Diktatur: die gewaltsame Niederschlagung.

Endlich schien also die Taktik der kommunistischen Herrscher aufzugehen, die sich anderthalb Jahre zuvor, im Sommer 1980 dem Volkswillen beugen mussten. Anlass für die Streiks war damals die miserable wirtschaftliche Lage. Die staatlich geregelten Preise für Grundnahrungsmittel und Gebrauchsgüter schossen in die Höhe, die Erhöhung der Fleischpreise am 1. Juli 1980 löste schließlich eine breite Welle der Empörung und Unruhen aus. Die Arbeiterklasse Polens fühlte sich von der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei provoziert. Nach dem Beginn in Lublin breiteten sich am 14. August die Streiks auch auf die Küstenregion aus: In zwei Abteilungen der Danziger Lenin-Werft (damals hatte die Werft rund 20.000 Beschäftigte) streikten die Arbeiter. Sie forderten neben einer Gehaltserhöhung die Wiedereinstellung der wegen ihres politischen Engagements kurz zuvor entlassenen Kranführerin Anna Walentynowicz und des Elektrikers Lech Wałęsa. Man hatte aus den unkoordinierten, letztlich gewaltsam beendeten Streiks von 1970 und 1976 gelernt. Es wurden Streikkomitees gegründet, ein peinlich genau kontrolliertes Alkoholverbot unter den Streikenden durchgesetzt und über Lautsprecher alle Mitarbeiter an der Willensbildung beteiligt. Gerade Lech Wałęsa, der schon 1970 eine aktive Rolle in der Streikbewegung gespielt hatte, sorgte für die Mäßigung der Arbeiter. Mit einigen wirtschaftlichen Zugeständnissen gab man sich nur vorübergehend zufrieden. Nach einer Messe am 17. Juli auf dem Werftgelände, zelebriert von Pfarrer Henryk Jankowski von St. Brigitten, hängten die Streikführer eine Liste mit 21 Postulaten am Tor der Werft auf. Die Forderungen der Arbeiter waren für die Regierung schwer zu akzeptieren, da sie zum ersten Mal über die wirtschaftlichen Aspekte hinausgingen und einen deutlich politischen Charakter hatten. Die Streikenden forderten unter anderem die Zulassung freier, von den Betriebsleitungen und der Partei unabhängiger Gewerkschaften, die Garantie des Streikrechts und die Sicherheit der Streikenden sowie der sie unterstützenden Personen, die Einhaltung der in der Verfassung der Volksrepublik Polen garantierten Freiheit des Wortes und den Zugang zu den durch die Partei kontrollierten Massenmedien. Nach zähen Verhandlungen gab die Staatsmacht klein bei und

25 Jahre nach dem Kriegsrecht in Polen



General Wojciech Jaruzelski bei der Verkündung des Kriegsrechts am 13. Dezember 1981.

gab mit Vereinbarungen in Stettin (30. 8.), Danzig (1. 9.) und in Jastrzębie (2. 9.) den meisten Forderungen nach. Anders ließen sich die landesweiten Proteste nicht in den Griff bekommen. Am 17. September wurde daraufhin in Danzig ein einheitlicher Gewerkschaftsverband gegründet. Am 10. November wurde die unabhängige Gewerkschaft „Solidarność“ gerichtlich registriert. „Solidarność“ trat ihren Siegeszug in ganz Polen an. Schon im November waren von den 16 Millionen Werktätigen in Polen 10 Millionen beigetreten.

Eine Abkehr vom Sozialismus erwartete in der damaligen geopolitischen Lage niemand, doch in Polen machte sich nicht zu Unrecht die Hoffnung breit, einen „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ schaffen zu können. Doch wie es erfolgreichen Massenbewegungen geht, lähmte die Gewerkschaft bald Flügelkämpfe zwischen radikalen Revolutionären und den gemäßigten Erneuerern, zu de-

nen auch Wałęsa gehörte. Gespräche mit Staatsvertretern traten auf der Stelle, umso größer wurde die Unruhe bei den eigenen Mitgliedern. Gleichzeitig verschlechterte sich weiterhin die wirtschaftliche Lage. Schon für Lebensmittel mussten die Menschen in langen Schlangen ausharren. Auch die Einführung von Lebensmittelkarten brachte – ob aus logistischer Unfähigkeit oder aus bewusstem politischen Kalkül – kaum eine Verbesserung.

Lech Wałęsa ahnte schon im März nach der „Bromberger Krise“, bei dem die Polizei brutal gegen den Gewerkschaftsführer von Bydgoszcz vorging, dass die Monate der freien Gewerkschaft gezählt waren. Er schreibt 1987: „Deshalb war jeder Monat, der nach dem März verstrich, für uns ein Monat, der dem über uns schwebenden Verhängnis entrissen wurde.“

Auch die äußeren Rahmenbedingungen verschlechterten sich: Am 13. Mai wurde Papst

Johannes Paul II. (Karol Wojtyła), der große Befürworter der Solidarność bei einem Attentat schwer verletzt, am 28. Mai starb der allseits angesehene und als Vermittler geeignete polnische Primas, Stefan Kardinal Wyszyński. Schließlich löste General Wojciech Jaruzelski die schwächelnde staatliche Führung ab. Seit Februar war er bereits Ministerpräsident, ab Oktober zusätzlich „Erster Sekretär des ZK“ der Arbeiterpartei. Vermutlich war das Kriegsrecht, welches er am 13. Dezember verhängte, ein lange geplanter Schritt, nicht zufällig nur drei Tage vor dem 16. Dezember, der alljährlichen Wiederkehr des Gedenktages der 1970er Aufstände. Nach Dokumenten aus dem sowjetischen Politbüro zu urteilen, erhielt er wohl schon im Frühjahr 1981 den Auftrag zu dieser Maßnahme. Die Gewerkschaft Solidarność wurde verboten und viele Bürgerrechte eingeschränkt. Die Folgen waren furchtbar: Mehr als 13.000 Gewerkschaftsaktivisten, Intellektuelle und einige Altkommunisten wurden inhaftiert, bei Zusammenstößen mit Demonstranten gab es zwei Dutzend Tote und zusätzlich unaufgeklärte politischer Morde. Schließlich verließen mehr als 700.000 Polen ihre Heimat.

Das Ausland war von der Verhängung des Kriegsrechts genauso überrascht wie die polnische Bevölkerung. Eine Einmischung in die „inneren Angelegenheiten“ Polens kam nicht infrage, auch wenn jedem klar war, dass hinter der Entscheidung Sowjetinteressen standen. Bundeskanzler Helmut Schmidt wurde während des Besuchs bei SED-Generalsekretär Erich Honecker von der Verhängung des Kriegsrechts überrascht und konnte sich nicht zu einer Verurteilung durchringen. Honecker war einer der schärfsten Kritiker der Demokratisierung in Polen gewesen. Doch die Enttäuschung bei den polnischen Oppositionellen über die ausbleibende Unterstützung durch westliche Politiker wurde durch die bis dahin nie da gewesene



Oben: Auch deutsche Medien fordern Solidarität mit Lech Wałęsa und Solidarność.

Links: Die Danziger Brigittenkirche wurde mit überfüllten Gottesdiensten (hier am 2. Jahrestag des Streikbeginns, 14. 8. 1983) während und nach dem Kriegsrecht zu einem Ort der Oppositionellen.

Solidarisierung der westdeutschen Bevölkerung mit den Not leidenden Nachbarn mehr als aufgefangen. Millionen von Paketen und Hilfstransporten gingen gen Osten, um zumindest die wirtschaftliche Not abzumildern. Doch in dieser Hilfswelle schwang noch mehr mit: der Respekt vor der vorläufig niedergeschlagenen Demokratiebewegung, die man den Deutschen in der DDR damals nicht zutraute, die Sehnsucht nach normalen, nachbarschaftlichen Beziehungen, für viele Deutsche vielleicht überhaupt die (Wieder-)Entdeckung Polens als eigenständige europäische Nation.

Das Kriegsrecht war nur vorläufig das Ende der Demokratiebewegung in Polen. Anders als andere Aufstände und Bewegungen im damaligen Ostblock war sie nicht durch Repressalien totzukriegen. Im Juli 1983 hob Jaruzelski das Kriegsrecht auf, auch wenn Solidarność im Untergrund weiterhin Bestand hatte und von der Kirche geschützt wurde. Die Verleihung des Friedensnobelpreises an Lech Wałęsa 1983 und der mysteriöse Tod des oppositionellen Priesters Jerzy Popiełuszko am 19. Oktober trugen dazu bei, die Erinnerung wach zu halten. Schließlich änderten sich die politischen Rahmenbedingungen: von der Sowjetunion unter Michail Gorbatschow war kein Einmarsch mehr zu befürchten, und die anhaltende wirtschaftliche Misere nötigte zu Zugeständnissen an die Arbeiterschaft. Als letzter Versuch, wirtschaftliche und politische Reformen unter sozialistischer Vorherrschaft durchzusetzen, gilt das Referendum am 29. November 1987, das aber von der Mehrheit der Bevölkerung abgelehnt wurde. Jaruzelski sah 1988 keinen anderen Ausweg mehr, als die Opposition an den berühmten „Runden Tisch“ zu bitten.

Dank des offenen Dialogs und der Demokratisierung Polens (und ganz Osteuropas), die dadurch möglich wurden, fällt Wałęsas Urteil über Jaruzelski trotz der Verhängung des Kriegsrechts heute milde aus. 1987 sieht Wałęsa schon voraus, dass es für eine vernünftige Politik wohl nur diesen Ausweg geben wird. Er schreibt: „Wenn unsere Machthaber zugeben würden, dass der Weg der Repression falsch war, und dass unsere Forderungen nicht unbegründet waren, oder wenn sie, ohne dass sie es einzugestehen wagten, so zu handeln begännen, als hätten sie Abbitte getan, wenn sie also darangingen, die Wirtschaft wieder aufzurichten, dem Recht wieder zur Geltung zu verhelfen und die Grundfreiheiten wieder mit Leben zu erfüllen, dann könnte man sagen, dass all das, was die ‚Solidarität‘ zum Handeln bewegte, auf gebührende Weise eine Antwort findet.“ **Adalbert Ordowski**

Quellen:

Thomas Urban, Polen. Becksche Reihe Länder. München 1998.

Dieter Bingen. Solidarność: Polens Weg zur parlamentarischen Demokratie. In: Die Zeit, Welt- und Kulturgeschichte, Band 15, S. 417 ff.

Lech Wałęsa, Ein Weg der Hoffnung, Autobiografie. (Hg.: Paul Szolnay, Übersetzung: Friedrich Griese, Olaf Kühl). Hamburg 1987.

Pakete nach Polen

Interview mit Wim van der Linden

adalbertusforum: *Wim, du hast 1981 mit anderen aus deiner Pfarrgemeinde und aus dem Adalbertus-Werk Lebensmitteltransporte nach Polen organisiert. Wie seid ihr auf die Idee gekommen?*

van der Linden: Wir hatten ja viele Bekannte in Danzig und Umgebung und wussten, wie schwierig die Versorgungslage war. Die Leute mussten lange Schlange stehen, und es war reine Glückssache, an Lebensmittel zu kommen. Da wollten wir natürlich helfen.

Wie viele Transporte hast du mitgemacht?

Ich war insgesamt dreimal in Polen. Im September und November mit einem Lkw, im Oktober zusammen mit Veit Neudeck mit einem Kleinbus. Über die Zeitung hatten wir zu Spenden aufgerufen. Dabei ging es vor allem um Lebensmittel. Was auch knapp wurde, waren Hygieneartikel wie Seife und Zahnpasta. Eine ganze Ladung davon haben wir allein für ein Kinderheim mitgenommen.

Gab es auch Schwierigkeiten?

Mit dem polnischen Zoll eigentlich nicht. Alle Leute, die Pakete brachten, sollten ge-



nau draufschreiben, was sie eingepackt hatten. Wir ließen die Ladung dann hier vom Zoll verplomben, sodass sie erst in Polen wieder aufgemacht werden sollte. Doch an der DDR-Grenze war es schwieriger. Bei einem Transport mussten wir sogar die Ladung entplomben und sollten auflisten, wie viel von welchen Produkten wir dabei hatten. Doch das war bei der Vielzahl der Pakete völlig unmöglich. Nachdem wir einige Stunden den Schichtwechsel abgewartet hatten, ließ man uns zum Glück dann doch durch.

Ein anderes Mal auf der Rückfahrt mussten wir die Innenwände des leeren Lkws abschrauben, weil man polnisches Propaganda-Material dahinter vermutete. Ich sagte den Grenzsoldaten, dass sie, statt uns zu schikanieren, lieber selber so mutig wie die Polen sein sollten. Das hörte er natürlich nicht so gern.

Einmal sind wir auch bestohlen worden. Wir mussten dann im kalten November mit einer fehlenden Fensterscheibe zurückfahren.

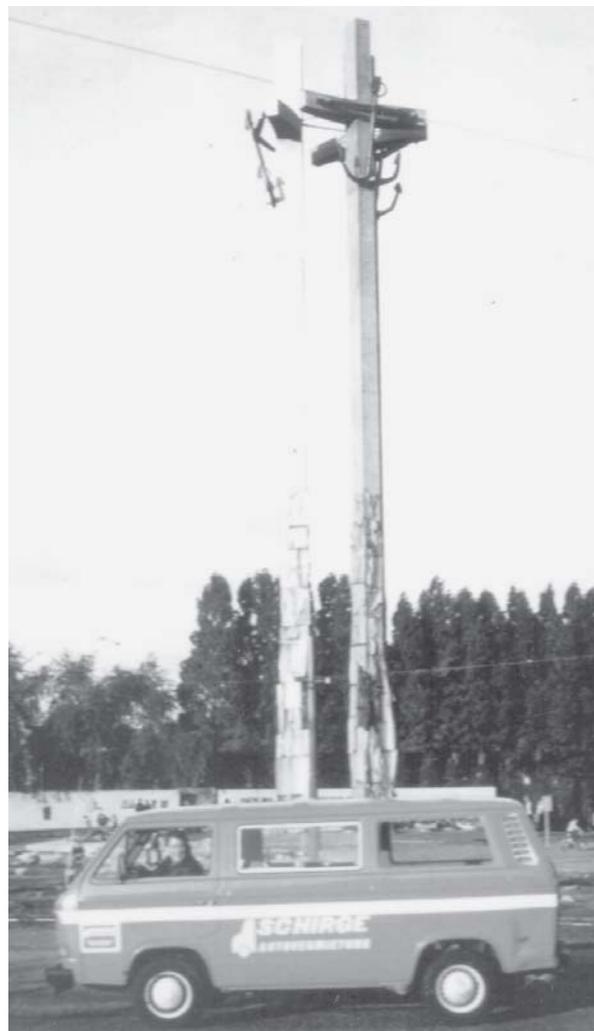
Wie endete eure Initiative?

Naja, mit dem Kriegsrecht war es natürlich vorbei. Ulrich Gusky war genau am 13. Dezember nach Danzig unterwegs, bis er gestoppt wurde. In Posen musste er umkehren und innerhalb von 12 Stunden Polen verlassen haben. Die Lebensmittel konnte er aber in einem Kloster abgeben.

Trotz der vielen Schwierigkeiten: Bereut habt ihr euer Engagement nicht?

Nein, überhaupt nicht. Wir sahen ja, wie nötig die Hilfe war, und wir wollten natürlich die Solidarność unterstützen.

*Das Gespräch führte
Adalbert Ordowski*



**Wim van der Linden
auf seinem zweiten
Transport nach Danzig.**

Ich war nicht „IM Philosoph“

Polens Bischöfe stellen sich der Stasi-Überprüfung

Zurzeit arbeitet das polnische Parlament an einem neuen Gesetz über „Lustration“. Es sieht die Stasi-Überprüfung für zahllose Funktionsträger vor. Größte Chancen hat der Gesetzentwurf von Präsident Lech Kaczyński, der milder ist als die Version seiner eigenen Partei: So muss niemand, etwas befürchtet und seine Unschuld beweisen, es gilt die Unschuldsvermutung. Derweil untersucht eine kirchliche Historikerkommission die Akten aller 133 Bischöfe des Landes. Über Konse-

quenzen für belastete Bischöfe soll der Papst entscheiden. Der Rücktritt des Warschauer Erzbischofs Wielgus wegen Kontakten zum SB (der polnischen Stasi) hatte nicht nur Polen erschüttert. Zeitweise geriet auch sein Kollege aus der Großstadt Lublin, Erzbischof Józef Zycinski (Foto), unter Stasi-Verdacht. Zycinski ist Wortführer der „Liberalen“ im Episkopat und beim Stasi-Thema sehr aktiv. Mit Zycinski sprach Gerhard Gnauck, Korrespondent der WELT in Warschau,



mit dessen freundlicher Genehmigung wird dies – bislang nur in Teilen veröffentlichte Interview – drucken. W.N.

DIE WELT: *Exzellenz, ist die Autorität der Kirche durch den Fall Wielgus ernsthaft beschädigt?*

Zycinski: Nein. Die Intellektuellen sind froh, dass die Sache ihr Ende gefunden hat. Auf dem Lande dagegen denken viele Menschen eher schwarz-weiß: Wenn die Kirche geprügelt wird, ist sie sicher unschuldig. Jetzt haben wir, 133 Bischöfe, beschlossen, selbst unsere Stasi-Durchleuchtung zu beantragen. Wenn das vollzogen ist, wird die Zeit der Psychose und der Verdächtigungen zu Ende gehen.

Haben die regierenden Kaczyński-Brüder, indem sie viele Missstände finsternen Mächten zuschrieben, eine Büchse der Pandora geöffnet?

Spezialisten für die unkontrollierte Öffnung solcher Dosen haben wir mehr als genug. Für sie wird der Mensch zu einer Stasi-Notiz reduziert. So etwas schmerzt mich sehr. Das widerspricht dem christlichen Humanismus, wie ihn Johannes Paul II. uns lehrte, als er in seiner ersten Enzyklika schrieb: „Der Weg der Kirche ist der Mensch.“ Gott ist nicht in erster Linie die Gerechtigkeit. Gott ist die Liebe.

Sind schon einmal reumütige SB-Leute zu Ihnen gekommen?

Ich hatte sie in einem Hirtenbrief im August dazu aufgerufen. Es sind einige gekommen. Am stärksten hat mich ein SB-Mann bewegt, der mehrere Professoren an der Katholischen Universität in unserer Stadt bespitzelt hatte, darunter den späteren Erzbischof Stanisław Wielgus. Er kam zu mir ohne jede Pose. Er hat geweint wie ein Kind. Er sagte, ihm sei nicht klar gewesen, wie sehr so etwas das eigene Leben vermasseln kann. Er war schon dreimal bei mir. Er will auch Bischof Wielgus treffen und sich entschuldigen.

Wielgus hatte sich schriftlich zu umfangreicher Zusammenarbeit verpflichtet. Hat er tatsächlich jemand geschadet?

In dem, was Wielgus anfangs dem Vatikan übermittelt hat, hat er nicht alle Details über seine Vergangenheit dargelegt. Andererseits: Ob er tatsächlich denunziert oder geschadet hat, dafür habe ich keinen Beleg. In der

europäischen Kultur gilt die Unschuldsvermutung, solange nicht das Gegenteil bewiesen ist.

Nach Wielgus' Rücktritt sind auch Sie ins Rampenlicht der Öffentlichkeit geraten. Wie lief das ab?

Gerüchte wurden von Mund zu Mund weitergegeben. Darin hieß es, ich sei unter dem Pseudonym „Philosoph“ vom SB als Inoffizieller Mitarbeiter registriert worden. Ich habe mich schon im Juni 2006 an die Stasi-Aktenbehörde gewendet und einen angesehenen Historiker beauftragt, meine Akten zu erforschen und die Ergebnisse zu publizieren.

Jetzt erforscht auch die kirchliche Historikerkommission meine Dokumente. Soweit ich weiß, hat man bisher nicht viel gefunden.

Wie sahen denn Ihre Kontakte zum SB aus?

Ich habe wohl zweimal Eingaben geschrieben, weil man mir an der Grenze Bücher und Manuskripte weggenommen hatte. Kein SB-Mann hat je das Thema einer Zusammenarbeit angesprochen. Einmal versuchte man, mir ein Geschenk zu überreichen: Als ich den Pass für eine USA-Reise ausgehändigt bekam, überreichte mir Oberstleutnant Alojzy Perliceusz eine Sammlung von Kristallgläsern als Geschenk für meine amerikanischen Freunde. Ich antwortete, diese Gläser seien für niemand lebenswichtig, und brachte meine Empörung zum Ausdruck. Ich erhielt zur Antwort: „Es gibt keinen Grund zur Empörung, wir wollten nur testen, wie Sie sich verhalten.“ Später hat ein anderer SB-Offizier mich aus der Kartei gestrichen, es brachte nichts.

Wann hatten Sie ihr erstes Treffen mit einem SB-Mann?

Als ich in der Abiturklasse war, wollte der SB-Mann Stanisław Bubak wegen meiner Tätigkeit in der Schülerelbstverwaltung mit mir „über Schulprobleme reden“. Aus seinen Plänen wurde

Chorraum der St.-Johannis-Kathedrale in der Warschauer Altstadt. Ehemaliger Sitz von Erzbischof Wielgus.



LICHTBLICKE

In den vergangenen Monaten hat sich das offizielle deutsch-polnische Verhältnis in einer Weise verschlechtert, wie wir es nicht für möglich gehalten hätten. Vielleicht werden auch im Adalbertus-Werk e.V. und in der Adalbertus-Jugend noch Gespräche und Auseinandersetzungen notwendig sein, bei denen wir – Deutsche und Polen – einander zuhören und uns zu verstehen versuchen müssen. Da kann es wohl hilfreich sein, Augenblicke bzw. Erlebnisse nicht zu vergessen, die für uns Lichtblicke in dunkler Zeit waren. Von einem solchen Augenblick will ich im Folgenden erzählen. In den nächsten adalbertusforen werden sich weitere „Lichtblicke“, die andere erlebt haben, anschließen.

Willst Du Brot? Es war im Sommer 1945, wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des Junis. Die beiden übrigen westdeutschen Vikare der Kathedrale in Danzig-Oliva hatten in ihren Privatzimmern heimlich deutsche Kinder im entsprechenden Alter auf die Erstkommunion – auf die Annahme, wie wir damals sagten – vorbereitet. Ich war in einer der beiden Gruppen. Nun war der Tag der Beichte gekommen, sie war in der späten Vormittagszeit angesetzt worden, wenn die Kirche recht leer war. Ich erinnere mich, wie erleichtert ich nach der Beichte aus der Kirche kam und über den ganz leeren, sonnenbeschienenen Kirchvorplatz ging. Als ich aber die Treppen zur Straße hinaufgestiegen war und mich nach rechts wenden wollte, kam von links ein Mann, der unter dem Arm ein frisches Brot mit glänzender Kruste trug, von dem er am vorderen Ende schon ein- oder zweimal ein wenig abgebrochen hatte. Er streckte es etwas vor und fragte mich: „Willst du Brot?“ Er sprach es mit ganz kurzem o; verständlich, dass ich diese drei Worte: „Willst du Brot?“ nicht vergessen habe. Es war ja auch nicht zu fassen – da wollte mir jemand, ein Pole, in dieser Hungerzeit sein Brot schenken! Ich weiß nicht mehr, ob ich „Ja“ gesagt oder nur zustimmend genickt habe; auch wohin der Mann verschwunden ist, weiß ich nicht mehr. Ich sehe mich nur noch mit dem Brot unter dem Arm die Ludolfnerstraße entlanghüpfen – vor lauter Freude, dass ich der Familie ein Brot mitbringen würde. Aber dann ging mir doch bald die Puste aus – die Straße ist lang, und ich musste bis ans Ende. Merkwürdigerweise habe ich keine Erinnerung mehr daran, wie wir es gegessen haben. Ich glaube, es war so, dass Mutter es nicht gleich weiter aufschneiden wollte und mir erklärte, es würde viel mehr sättigen, wenn wir es ein, zwei Tage alt werden ließen. Und so ist es dann wohl geschehen. **Ingrid Neudeck**

nichts, darauf folgten acht Jahre Funkstille. Ein anderer SB-Mann, Stanislaw Boczek, besuchte mich 1974 in meinem damaligen Pfarrhaus in Gidly. Er bedauerte, dass ich unter so schwierigen ländlichen Bedingungen arbeitete, wo ich doch eigentlich studieren müsste.

Haben sie davon Ihrem Bischof erzählt?

Indirekt ja. Es direkt zu sagen hätte so ausgesehen, als wollte ich mir einen Studienplatz verschaffen. Wenig später hat Bischof Stefan Barela mich zu sich gebeten und zum Studium delegiert.

Wann war Ihre letzte Begegnung mit einem Stasi-Mann?

Nach weiteren Jahren der Funkstille kam ein SB-Mann zu mir an der Hochschule in meine Sprechstunde, damals lehrte ich Philosophie. Er sagte, ich gelte als Anwärter auf das Bischofsamt. Ich sagte ihm, er solle in seinen Bericht schreiben: „Professor Zy-

Solche Leute sind nicht die glaubwürdigsten Zeugen, wenn es um die Wahrheit geht.

Historiker schätzen, 10 bis 15 Prozent der Geistlichen seien IM gewesen.

Wie viele der Apostel blieben Jesus treu, als er gefangen genommen wurde? Der Pessimist würde sagen: Alle sind geflohen, 100 Prozent. Der Realist: Judas hat ihn verraten, also 8,5 Prozent. Was sollten die anderen tun? Sollten sie den römischen Soldaten den Krieg erklären? Heute verspürt eine Gruppe junger Radikaler in unserem Land, Politiker und Publizisten, den Bedarf, eine Agentenstatistik zu erstellen. Wenn ich diese Leute höre, bin ich schockiert: Da ist kein Humanismus, kein Respekt vor dem Menschen mehr. Ist das wirklich besser als Stalins Methode, Schädlingsstatistiken zu erstellen?

Eine Zeitung schrieb, insgesamt 12 Bischöfe seien Agenten gewesen.

Es war wie bei Radio Eriwan: Als ich mich



Ansicht auf die Altstadt von Lublin.

cinski ist weder an Kontakten interessiert noch daran, Bischof zu werden.“

Sie sind für eine Aufarbeitung der Stasi-Vergangenheit, aber gegen die Form, in der dies oft getan wird. Warum misstrauen viele Kirchenführer dem Wahrheitsgehalt der Stasi-Akten?

Nehmen Sie folgende Lovestory von 1983. Eine Gruppe von Stasi-Leuten unter Hauptmann Piotrowski heckte den Plan aus, Karol Wojtyła, damals bereits Papst, eine Liebesgeschichte mit seiner früheren Mitarbeiterin Irena Kinaszewska anzuhängen. Die Stasi fälschte sehr professionell ihre Tagebücher. Diese wurden dem Krakauer Pfarrer Bardecki in die Wohnung geschmuggelt und sollten am nächsten Tag dort „gefunden“ werden. Dann hätten wir eine „Liebesaffäre des Papstes“ gehabt. Aber Hauptmann Piotrowski hat seine Aktion im Hotel „Holiday Inn“ so ausgiebig begossen, dass er mit seinem Dienstwagen einen Unfall baute und die ganze Durchsuchungsaktion scheiterte.

in der Stasi-Aktenbehörde und bei Journalisten erkundigte, was da dran sei, wurde mir gesagt: Es waren zwölf, aber nicht unbedingt Bischöfe, nicht unbedingt inoffizielle und nicht unbedingt Mitarbeiter. Das Thema ist ja schnell wieder verschwunden.

Wo kann da Abhilfe geschaffen werden? Beim Presserecht? In der Ethik der Medien?

Wer seine Arbeit bei einer Boulevardzeitung begonnen hat, wird wohl keinen Sinn mehr für ethische Unterscheidungen entwickeln. Und sein Recht vor Gericht zu verteidigen kann Jahre in Anspruch nehmen. Wenn etwas Sinn hat, dann unsere kirchlichen Kommissionen. Wenn wir auf Hinweise stoßen, bitten wir um Akteneinsicht. Bei mehr als der Hälfte der Fälle zeigen die Akten, dass die Betroffenen nie jemand denunziert haben und nicht einmal wissen, dass sie auf einer IM-Liste standen. So ist es jedenfalls in meiner Erzdiözese. Allerdings darf man nicht vergessen, dass manche Akten vernichtet wurden oder erst später auftauchen könnten.

„Tod in Danzig“? – eine deutsch-polnische Koproduktion

Jugendbegegnung in Danzig vom 30. 12. 2006 bis 6. 1. 2007

Für die Jugendbegegnung in Danzig über die Jahreswende machten wir drei Grazien (Katharina, Deike, Nadia) uns spät abends mit dem Zug zum Flughafen Köln-Bonn auf. Nach einer doch eher unentspannten Nacht am Flughafen erreichten wir drei gegen 10 Uhr Danzig. Nina war schon da, die anderen deutschen Teilnehmer unserer Tagung vom 30. Dezember bis 6. Januar Nele, Tabea, Kamila und Marcus trudelten auch bald ein. Letzterer sah nach Wolfgangs krankheitsbedingter Absage einem zugegebenermaßen nicht besonders einfachen Schicksal entgegen: der einzige Mann innerhalb der deutschen Reisegruppe zu sein. Aber das war eigentlich nur halb so schlimm.

Die erste richtige Ernüchterung ließ nämlich nicht lange auf sich warten: Nele eröffnete uns, dass wir unglücklichen Umständen zufolge widererwartend keine Filmkamera erhalten hatten. Doch an diesem Abend überlagerte die Wiedersehensfreude noch jeden Zweifel am Gelingen unseres Projekts.

Den Silvesterabend verbrachten wir gemeinsam mit Ania, Polly, Marcel und einigen ihrer Freunde im Dom Maximilian Kolbe. Nach geselligem Beisammensein zogen wir um kurz nach Zwölf los zum Danziger Rathaus, um das von der Stadt organisierte Feuerwerk zu betrachten. Es war wirklich sehenswert und wir genossen die fröhliche und ausgelassene Stimmung auf Danzigs Straßen noch eine Weile, bevor wir den Abend im DMK ausklingen ließen.

Doch am nächsten Morgen wurde es ernst: Wo nur würden wir auf die Schnelle eine Kamera herbekommen?! Der Ernst der Lage wurde uns bewusster denn je, da für 18 Uhr bereits der erste Referent ins DMK geladen war.

Inzwischen hatte Kasia dankenswerterweise ihre Familien-Kamera zur Verfügung gestellt, doch Piotr (der Referent) war von unserem technischen Equipment wenig begeistert und beäugte das rund 20 Jahre alte Stück stirnrunzelnd. Trotz merkwürdiger didaktischer Methoden, einem schlecht gemachten Lehrfilm und – nennen wir es – „kreativer“ Flip-Chart-Gestaltung à la Jackson Pollock waren wir nach diesem Zwei-Stunden-Referat nicht nur in der Lage, mit einigen Fachbegriffen um uns zu werfen, sondern hatten tatsächlich einige elementare Einblicke in die Technik des guten Films bekommen. Diese könnten wir laut Piotr „ja dann auf der Filmschule vertiefen“. Aufbauend wie er war, riet er uns übrigens dringend davon ab, einen Spielfilm zu drehen: Der Arbeitsaufwand sei etwa doppelt so hoch wie bei einem Dokumentarfilm. Mit zwiespältigen Gefühlen trennte sich unsere deutsch-polnische Gruppe am Abend: Hat-

ten wir uns vielleicht doch zu viel vorgenommen?

Am nächsten Vormittag gab es eine bilaterale Krisensitzung. Nicht nur die Sorge um geeignete Ausrüstung, auch die Tatsache, dass keiner irgendwelche filmischen Erfahrungen hatte, trat schmerzlich in unser Bewusstsein.

Kasia durchbrach unser Grübeln, indem sie verkündete, Pater Roman habe im Gemeindezentrum der Franziskaner in Gdynia eine Kamera aufgetan. Freude und Erleichterung machten sich breit – und wie es manchmal so ist: Plötzlich sprudelten die Ideen. Es wäre doch toll, einige unserer Szenen in der Schule von Ania, Polly und Marcel zu drehen! Und während eine kleine Delegation von uns die drei zu ihrer Direktorin begleitete, fertigte der Rest, nach den Vorbereitungen der Adventstagung, das Story-Board unseres Films an. Wir machten Fakten aus dem,

Charaktere aus dem Selbstversorgerhaus

Adventstagung der Adalbertus-Jugend vom 8. bis 10. 12. 2006

Im Dezember trafen sich 12 Mitglieder der Adalbertus-Jugend in einem Selbstversorgerhaus in Frankfurt am Main. Thema war das Schreiben des Drehbuches für den Film, den wir bei der Danzig-Tagung über Silvester gedreht haben.

Am Freitag trudelten nacheinander alle ein und nach dem Einkaufen wurde gekocht und gegessen. Den Rest des Abends verbrachten wir damit, zu reden, zu singen und viel zu lachen. Am nächsten Morgen, nachdem alle einigermaßen wach waren, wurde lecker gefrühstückt. Danach begannen wir so richtig mit dem Programm. Nina Henseler erklärte uns die einzelnen Schritte, in denen ein Drehbuch entsteht. Wir erfuhren, dass es wichtig ist die Story genau auszuarbeiten und die Charaktere deutlich zu beschreiben. Nach dem Mittagessen sammelten wir dann Drehbuch-Ideen, von denen wir zwei auswählten. Wir teilten uns in zwei Gruppen auf, um die Story und die dazugehörigen Charaktere auszuarbeiten. Die eine Gruppe wollte einen Film über eine eingeschneite Gruppe von Leuten drehen, die sich in einem Haus treffen, sich aber nicht kennen. Die andere Gruppe hatte die Idee, das Buch „A long



Unsere Kamerafrau „Operatorka Kamila“ in Aktion.

was vorher nur vage mündlich abgesprochen war, entschieden, wie viele Flashbacks (Rückblenden) es pro Figur geben sollte, was in jeder Szene passieren müsste und legten bereits alle benötigten Requisiten sowie technische Details fest. Dabei wurde

way down“ von Nick Hornby als Vorbild zu nehmen, in dem es darum geht, dass vier Menschen sich nachts auf einem Hochhaus treffen, weil sie sich umbringen wollen. Jede Gruppe überlegte sich dann die einzelnen Charaktere und ihre Eigenschaften, den Ort, die Zeit und ähnliche Dinge. Dann stellte jede Gruppe ihre Story vor, wobei herauskam, dass die zweite Gruppe ihre Charaktere und die Geschichte viel genauer beschrieben hatte. Sie hatten vier Personen und ihre Geschichten herausgearbeitet. Deshalb einigten wir uns nach einigen Diskussionen auch auf die zweite Story.

Dann teilten wir vier Gruppen jeweils einen Charakter zu und sie sollten diesen noch ausführlicher beschreiben. Nachdem dies geschafft war und jede Person allen vorgestellt wurde, gab es Abendessen, bevor wir uns auf den Weg zum Weihnachtsmarkt machten. Dort wurde mit Glühwein auf die erledigte Arbeit angestoßen, ein bisschen rumgeschlendert, auf eine Main-Brücke gegangen, bevor es wieder zurück ging. Angekommen, gingen einige noch einmal los, Frankfurts Nachtleben erkunden, die anderen blieben im Haus und sangen, redeten und lachten. Am nächsten Morgen fiel das Aufwachen zwar schwer, wir frühstückten dennoch pünktlich, wenn auch noch etwas verschlafen. Miriam Willert und Juliane Engert hatten eine kleine Adventsandacht vorbereitet, die wir in gemüthlicher Stimmung feierten. Bei der Reflektion, die danach kam, wurde gesagt, dass es wie immer sehr schön war und über die Planung der nächsten Adventstagung geredet. Nach einem leckeren Mittagessen ging es dann auf die Reise nach Hause.

Tabea Quecke

auch klar, dass die Figurenkonstellation völlig überdacht werden musste: Unser Beziehungsdiagramm der einzelnen Figuren, ihre Sympathien, Antipathien und Machtverhältnisse stellten sich mit drei weiblichen Hauptrollen anders dar, als in der geplanten Zwei-zu-Zwei-Variante. Eifrig machten wir uns ans Werk und kamen gut voran. Einzig unsere Rahmenhandlung (das Treffen auf dem Hochhausdach) schien zunächst eine Kopfgeburt zu bleiben. Wir hatten zwar auf der Adventstagung gut vorgearbeitet, aber niemand konnte sich so richtig vorstellen, wie das realisiert werden sollte, was als Basis des Films gedacht war.

Am Nachmittag machten wir uns zu unserem letzten Ausflug in Freiheit auf. Er führte uns zum sagenumwobenen Alpha-Centrum am anderen Ende der Stadt. Zwar waren wir in erster Linie dort, um die fehlenden Requisiten zu kaufen, aber dabei bleibt es natürlich nicht, wenn so viele Frauen auf ein Einkaufszentrum losgelassen werden. Ewig unvergessen wird daher die Vorher-Nachher-Umstyle-Aktion mit Marcus sein, an deren Ende er nur noch fatalistisch fragen konnte: „Kann man hier mit Kreditkarte zahlen?“

Spät abends an diesem Tag (wir waren inzwischen im Besitz der Kamera) machte Nina einen Vorschlag, der die gesamte filmische Arbeit der nächsten Tage beeinflussen sollte: „Ich finde, um langsam ins Schauspiel reinzukommen, könnten wir vier Hauptrollen uns dem Rest der Gruppe doch jetzt gerade mal in einem Monolog kurz vorstellen.“ Während alle anderen begeistert waren, regte sich bei mir plötzlicher Widerstand. „Wie, jetzt einfach so aus dem Stehgreif? Oh Mann, ihr habt alle viel einfachere Figuren! Ich kann das nicht.“ Es kostete die anderen eine Stunde Überzeugungskraft, bis ich mich entschloss, dass ich meine Angst vor dem Annehmen einer anderen Identität doch überwinden konnte.

Und dann passierte etwas Magisches. In der nächsten Stunde erlebten wir nicht mehr die jecke Nina, die quirlige Tabs, den gelassenen Marcus, die kichernde Nadia. Wir erlebten „Janine“, „Maria“, „Audriusz“ und „Franziska“ – am Leben verzweifelte und gebrochene Gestalten. Wir waren voneinander gefesselt und tief berührt – und plötzlich war die richtige Einstellung zum Arbeiten da. Auch auf die Gefahr hin, dass es pathetisch klingen mag, aber in diesem Moment begannen wir wirklich an diesen Film, an unseren Film zu glauben.

Der Motivationsschub war so ungeheuer, dass Nina und Kamila (letztere hatten wir zu unserer „Operatorka“, also Kamerafrau ernannt) diese Nacht gar nicht mehr den Weg ins Bett fanden. Am nächsten Morgen zu

Drehbeginn waren wir dann aber alle gleichermaßen aufgekratzt: Endlich konnte es losgehen! Wir hatten ja so viel vor und nur noch so wenige Tage Zeit. Wir hielten uns an unsere Drehpläne, so dass alle Flashbacks nach und nach abgedreht werden konnten. Parallel dazu nahmen wir auch die Monologe auf. Wir hatten beschlossen, dass sie den Hauptteil des Films ausmachen und immer wieder in die Dachszene eingeschnitten werden sollten.

Highlights und unvergessliche Momente blieben bei aller Disziplin, die die Adalber-

brauchte keine großartige Verkleidung; die verwaschene Strickjacke, mit der er am ersten Morgen zum Frühstück erschien, wurde von uns als genau passend für seine Rolle als arbeitsloser Litauer befunden. Marcus war außerdem unbestreitbar der besondere Liebling der Kamera. In seinen Nebenrollen bewies er echtes Naturtalent und entlockte Kamila wahre Lobeshymnen: „Er läuft gut! Wie ein Bauer!“

Eine kleine Aufzählung der kuriosesten Requisiten mag suggerieren, wie schmal der Grat zwischen Sinn und Un-Sinn (respektive: Wahn-, Blöd-, Irr-) ist. Oder an was für einen Film denken Sie, wenn in den Szenen Weihnachtsgirlanden, ein Schwangerschaftstest, ein Vorschlaghammer, „Tokio Hotel“-Poster, Mehl und ein giftgrüner Männer-

slip mit der Aufschrift „I'm back“ auftauchen...?



tus-Jugend aufzubringen vermochte, aber natürlich nicht aus. Allein der ganze Spaß, den es machte, die verschiedenen Räume im DMK so umzudekorieren, dass man in ihnen kein kahles Zimmer mit Jugendherbergscharme mehr sah,



sondern die Illusion eines Teenie-Zimmers, eines Hotels oder einer Party! Auch das Verkleiden hob regelmäßig die Stimmung an. Ich möchte denjenigen sehen, der sofort erkennt, wer unseren „Fabrizio“ wirklich gab...!

Marcus hingegen



Zu unserem letzten großen und finalen Außendreh, der Hochhausszene, fing es dann in der Nacht auf den Freitag pünktlich an zu nieseln. Außerdem sorgte ein unberechenbarer Bewegungsmelder für plötzliche Lichtausfälle und das Thermometer fiel stetig. Doch widrige Umstände konnten uns jetzt nicht mehr aufhalten. Probate Hilfsmittel waren schnell aufgetrieben und so halfen Verlängerungskabel, Dreifachsteckdosen und Schreibtischlampen gegen die Dunkelheit, Regenschirme und Handtücher gegen den Regen und ein Schluck Wodka gegen die Kälte. Nach schätzungsweise vier Stunden war auch diese Szene im Kasten und wir gingen zähneklappernd zu Bett.

Der Stress-Level des nächsten Vormittags war gleichbleibend hoch. Inzwischen alle mehr oder weniger erkältet, mussten wir immer noch einige Szenen abdrehen. Außerdem stand noch ein zweiter Durchgang aller Monologe an.

Für den Nachmittag stand dann das zweite und letzte Referat auf dem Programm. Robert, ein Kollege von Piotr, sollte uns die Technik des Schneidens näherbringen. Uns war zwar bewusst gewesen, dass wir uns nach Danzig noch für die Filmmontage würden treffen müssen, aber etwas geschockt waren wir schon: Eine fertige Filmminute, so Robert, bedeute eine bis anderthalb Stunden Schneidearbeit. Wir hatten zu diesem Zeitpunkt ca. drei Stunden Rohmaterial ...

Der Funke sprang trotzdem über und Roberts offensichtliche Affinität zum Medium Film und zur Kunst des Schneidens steckte auch uns an. Außerdem hatten wir zum ersten Mal Gelegenheit, Teile unseres Films einer nicht involvierten Person zu zeigen. Dabei lernten wir viel über uns und unsere filmischen Fehler, aber auch darüber, wie wir nun mit Hilfe des Schnitts zu „Betrügnern“ werden sollten. Die vier gemeinsamen Stunden mit Robert waren wirklich hilfreich und wichtig für uns. Sie nahmen uns die Angst vor der nächsten scheinbar unüberwindlichen Hürde und gaben uns zugleich das Rüstzeug an die Hand, mit dessen Hilfe wir den weiteren Weg allein bestreiten konnten. Bis zum Schneiden würden wir lernen müssen, den Film nicht länger mit unseren Augen, sondern mit denen des Zuschauers zu sehen.

In aller Herrgottsfrühe am nächsten Morgen war die Abreise und mit der Gewissheit, bald wieder in alle Winde zerstreut zu sein, begann wohl jeder ein wenig zu reflektieren.

Die letzten Tage waren wirklich harte Arbeit gewesen; stellenweise hatten wir schon das Gefühl, nur für diesen Film zu leben und im Mikrokosmos des DMK gefangen zu sein! Die eigene Leistung zu bewerten ist immer schwierig. In der Woche in Danzig haben wir es geschafft, dass unsere Filmidee nun als ca. 700 MB große Datenmenge auf unseren Rechnern liegt. Natürlich steht uns jetzt noch ein unglaublicher Teil der Arbeit bevor, aber wir alle sind stolz auf diesen Film und werden unsere Freizeit gerne für ihn opfern.

Nadia Benameur

Mit frischer Kraft

Steffen Hauff ist neuer Geschäftsführer der Aktion West-Ost im BDKJ

Nach über sechs Jahren als Geschäftsführerin der Aktion West-Ost hat Karin Ziaja den Dachverband der Adalbertus-Jugend zum Jahresende 2006 verlassen und eine neue berufliche Herausforderung bei Pax Christi in Aachen angenommen. Steffen Hauff aus Gundelfingen bei Freiburg ist ihr Nachfolger auf der einzigen hauptamtlichen Stelle des Jugendverbandes.

Im Jahr 2000 hatte Karin Ziaja die Geschäftsführung von Claudia Gawrich, die



ja bekanntlich aus der Adalbertus-Jugend kommt, übernommen. Sechs Jahre lang hat sie die Arbeit geleistet – länger als ihre vier Vorgänger nach dem Umzug der Aktion West-Ost von München ins Düsseldorfer Jugendhaus Ende der 1980er Jahre. Die alle zwei Jahre stattfindenden großen Jugendbegegnungen, die Partnerschaftsarbeit mit der Ukraine und Litauen, aber auch kirchliche „Events“ wie der Ökumenische Kirchentag 2003 in Berlin und der Weltjugendtag 2005 in Köln prägten ihre Arbeit.

Dabei rückte immer mehr die Zusammenarbeit mit Stiftungen und die Teilnahme an Förderwettbewerben in den Mittelpunkt, wie der Versöhnungsfonds der katholischen

Kirche, die Robert Bosch Stiftung oder die Stiftung „Erinnerung – Verantwortung – Zukunft“. Die Suche nach Drittmitteln trug auch zur Profilierung der Projekte bei. Höhepunkt dieser Entwicklung war sicherlich die Würdigung des deutsch-polnisch-ukrainischen Zeitzeugenprojektes zum Kriegsende im Jahr 2005, das unter die 15 Preisträger des Förderwettbewerbs „Frieden für Europa“ gelangte. Neben mehreren Besuchen bei den Gementreffen organisierte Karin Ziaja 2004 zusammen mit der Adalbertus-Jugend die Begegnung mit unseren Partnern in Klaipeda/Memel.

Die vielfältige Aufgabe übernahm im Februar Steffen Hauff als neuer Geschäftsführer. Unter rund 30 Bewerbern hatten sich die sechs Vorstandmitglieder einstimmig für ihn entschieden. Die Initialzündung, sich mit den Ländern Osteuropas und insbesondere Polen zu befassen, kam für den 27-Jährigen, der familiär nicht

aus dem Vertriebenenbereich stammt, durch einen Freiwilligendienst. Ein Jahr lang arbeitete er nach dem Abitur in einem Altenheim im masurischen Nikolaiken/Mikołajki und lernte fließend Polnisch. Danach studierte er Osteuropäische Geschichte in Freiburg und Thorn/Toruń. Im Sommer 2006 schloss er das Studium als Magister (Note: 1,1!) ab. Ehrenamtlich engagierte er sich bei der Deutschen Pfadfinderschaft St. Georg (DPSG) sowie beim Freiwilligen-Netzwerk Horizonte

und beteiligte sich an der Organisation mehrerer deutsch-polnischer Jugendbegegnungen. Als Pfadfinder sind ihm die Arbeit mit Jugendlichen und die Strukturen des BDKJ vertraut, in dem ja auch die Aktion West-Ost Mitglied ist. Im laufenden Jahr kann Steffen Hauff seine Fähigkeiten bei drei größeren Projekten einbringen: ein deutsch-polnisch-ukrainisches Projekt zum Thema Kinderrechte, die große Sommerjugendbegegnung aller Mitgliedsverbände in Tschechien und ein vier-sprachiger Leitfaden für internationale Jugendbegegnungen.

Wir wünschen ihm für seine neue Tätigkeit Glück und Erfolg.

Adalbert Ordowski

Vom „doppelköpfigen Ungeheuer“ bis zum „antideutschen Schatten“

Die Rolle der Vertriebenen in der Politik Deutschlands und Polens

Vorbemerkung der Redaktion: Der langjährige Präsident der Landsmannschaft Schlesiens, Herbert Hupka, ist am 24. 8. 2006 im Alter von 91 Jahren verstorben.

Hupka hatte sich nach dem Krieg zunächst in der SPD einen Namen als Vertriebenenpolitiker gemacht. Von 1968 bis 2000 war er Präsident der Landsmannschaft Schlesiens, von 1969 bis 1987 Mitglied des Bundestages. 1972 trat er als Gegner der Ostpolitik von Bundeskanzler Willy Brandt zur CDU über.

Am 15. August 1915 wurde Hupka in einem englischen Internierungslager auf Ceylon geboren. Sein Vater war Professor, der in der vor dem Krieg von Deutschland besetzten chinesischen Stadt Tsingtao lehren sollte. Nach dem Ersten Weltkrieg wuchs Hupka im oberschlesischen Ratibor (heute Raciborz) auf, bevor er in Leipzig und Halle studierte. Im Zweiten Weltkrieg wurde seine jüdische Mutter in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert – sie überlebte – und er selbst wurde nach einem Kriegesgerichtsurteil, sowie einer Haftstrafe aus der Wehrmacht entlassen.

Während seines politischen Wirkens setzte er sich stets für die Wiedervereinigung einschließlich der deutschen Ostgebiete ein und überwarf sich deshalb auch mit weiten Teilen der CDU, darunter Bundeskanzler Helmut Kohl.

Adam Krzemiński hat für das **adalbertusforum** aus diesem Anlass die Rolle der Vertriebenen in der Politik der deutschen und polnischen Republiken aus polnischer Sicht zusammengefasst.



Ach, diese unsere Revanchisten aus Westdeutschland! Wie kümmerlich wäre die patriotische Erziehung von drei Generationen Polen ohne sie gewesen. Die heutigen Rentner erinnern sich noch daran, dass sie – als sie ABC-Schützen waren – ein mürrisch dreinschauender Kanzler Adenauer im weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz des Deutschen Ordens vor dem Schlafengehen mit einer Revision der Oder-Neiße-Grenze erschreckte. In den sechziger Jahren taten das dann in der polnischen Wochenschau Vertriebenenminister Theodor Oberländer vom Bataillon „Nachtigall“ – als Bösewicht von Lemberg – und ein sich ereifernder Wenzel Jaksch, der Chef der Sudetendeutschen Landsmannschaft. Und die, die in Polen heute in den besten Jahren sind, ärgerte in den siebziger und achtziger Jahren das doppelköpfige Ungeheuer – Herbert Hupkaczaja. Welch ein Fortschritt! Die heutigen Teenager soll nun Erika Steinbach erbosen – die blonde Walküre der Vertriebenen, die auf dem Titelblatt eines polnischen Magazins in SS-Uniform Bundeskanzler Schröder zuritt. Seit einem halben Jahrhundert werden in polnischen Medien in Wellen die immer gleichen Worte verwendet und die gleichen Emotionen mobilisiert. Und die, die das heute tun, merken nicht einmal, dass sie damit eine Schlacht lediglich mit unseren eigenen Nachtmahren bis ins Unendliche verlängern.

Protest: Heimatvertriebene fordern angemessene Entschädigungen und „keine Almosen“ für ihre Verluste; Demonstration auf dem Bonner Marktplatz 1951.

Denn die wahre Schlacht ist längst entschieden und abgeschlossen... Mehr noch: Scharfsinnige Vertriebenenpolitiker haben diese für sie bittere Wahrheit früher als manche unserer Unversöhnlichen begriffen.

Im Sommer 1991 rief mich das erste Schreckgespenst Volkspolens bei der „Polityka“ persönlich an: „Hier spricht Herbert Hupka, ich bin im Hotel Marriott, hätten Sie einen Augenblick Zeit für mich?“ „Natürlich, wir treffen uns doch auf dem Empfang, den Minister Genscher heute da gibt...“ „Nein, wissen Sie ich bin privat hier. Ich gehöre ja nicht zu seiner Begleitung...“

Zum ersten Mal leibhaftig zu Gesicht bekommen hatte ich den Präsidenten der Schlesischen Landsmannschaft erst recht spät, im Jahr 1985, und da von Ferne. Hochgewach-

sen und schlohweiß, erinnerte seine Statur an die eines polnischen Adligen. Vom Podium in der Messehalle von Hannover dirigierte er gewandt die Versammelten des Treffens, dessen Motto damals die volkspolnischen Medien in blanke Wut versetzte: „Schlesien bleibt unser“. Hupka kündigte den Einzug der schlesischen Fahnenträger an. Er begrüßte die Prominenz. Und als der Ehrengast, Helmut Kohl, die Halle betrat, erklang auf Hupkas Zeichen hin aus Tausenden Kehlen das Schlesierlied „Wir sehn uns wieder, mein Schlesierland, Wir sehn uns wieder am Oderstrand...“ Mir lief ein kalter Schauer über den Rücken... Doch die Gespräche mit den Schlesiern an den langen, mit Ortsnamen bezeichneter Tischen waren anrührend: Sie kommen auch aus Waldenburg, Bad Charlottenbrunn, Wüstegiersdorf...!? Ich war vor kurzem wieder dort, schade, dass die evangelische Kirche, in der ich konfirmiert wurde, zu zerfallen droht. Wir sollten sie gemeinsam restaurieren! Diese Gespräche, wie auch ein öffentliches Geplänkel zwischen deutschen Politikern – darunter auch Gerhard Schröder – und Vertriebenen machten meinem Redaktionskollegen Daniel Passent und mir Mut, so dass wir die Einladung zu einer Fernsehdebatte mit Vertretern der Schlesischen Landsmannschaft doch annahmen. Daniel stellte nur eine einzige Bedingung: Wir reden nicht unter einer Schautafel mit den Grenzen von 1937! Die Regionalgrenzen von Schlesien – o.K., der Rest muss weg, zumal er auch falsch war, Ostpreußen hatte man gleich ganz vergessen... Dass die Bühnenbildner frische Farbe zur Hand hatten, bewies, dass die Fernsehleute sich ihrer Sache auch nicht sicher gewesen waren... Auch die Debatte selbst war leichter, als von uns befürchtet. Wir stritten uns nicht um die Grenze, nur darüber, was wir gemeinsam für Schlesien tun könnten...

Nun sprach ich im Marriott mit einem kultivierten älteren Herrn, der sagte, dass er nach einem Besuch seiner Heimatstadt Ratibor auch die Hauptstadt des Staates kennen lernen wolle, in dem Niederschlesien liege, um das wir uns jetzt gemeinsam kümmern können... Nach einer Weile fragte ich ihn: „Sagen Sie mir doch, bis wann hatten



volkspolnische Propaganda hatte die „Charta“ empört zurückgewiesen. Zu Unrecht, aber auch nicht ohne Grund. Der Schriftsteller und Publizist Ralph Giordano, der heute die Idee eines „Zentrums gegen Vertreibungen“ nach Erika Steinbachs Façon unterstützt, unterzog die „Charta“ in seiner 1987 erschienen „Zweiten Schuld“ einer vernichtenden Kritik: Sie sei „ein klassisches Beispiel historischer Unterschlagungen“. Und er hatte Recht, obwohl seine Kritik – wenn man sie heute liest – allzu plakativ war und penibel darauf ausgerichtet, den Status quo des geteilten Europa zu verteidigen.

Zweifellos hat der BdV – als einflussreiche Interessengruppe in der Bundesrepublik – faktisch über Jahrzehnte eine deutsch-polnische Annäherung und Versöhnung blockiert, gebremst und zuletzt nunmehr erschwert. So war es nicht nur im Frühjahr 1990, als sich Helmut Kohl – eben wegen der unversöhnlichen Haltung des BdV – wochenlang um die endgültige Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze herumdrückte, sondern auch noch Ende der 90er Jahre, als führende Politiker des BdV gegenüber Polen oder Tschechien moralische, politische und finanzielle Ansprüche erhoben und – im Falle ihrer Nichterfüllung – ein deutsches Veto gegen die Aufnahme unserer Länder in die EU forderten.

Während die Politiker des BdV die materiellen Belange der Vertriebenen vertraten und ihre eigenen Leiden und Traumata hegten und pflegten, ignorierten sie über Jahrzehnte die Leiden und Traumata der Polen, die langjährige Geschichte der deutschen Oppression, den Hitler-Stalin-Pakt und zwei völkermörderische Besatzungen. Indem sie die rechtlichen und moralischen Folgen des vom Dritten Reich entfesselten Krieges sowie der von ihm geplanten und überwiegend auch verwirklichten ethnischen Säuberungen in Frage stellten, schürten die Vertriebenenpolitiker in Polen Unsicherheit und Angst vor einer Revision der Grenzen. Und den kommunistischen Machthabern lieferte man das schlagende Argument, dass nur sie, gemeinsam mit der UdSSR, ein Garant für die Existenz der polnischen Staatlichkeit seien.

Die volkspolnische Propaganda bediente sich gern des Schreckgespensts westdeutscher Revanchisten und benutzte es im März 1968 erfolgreich zur Denunziation prowestlicher polnischer Intellektueller. Sie verbreitete auch Lügen über Herbert Czaja als angeblich Beteiligten an der Verhaftung der Professoren der Jagiellonenuniversität. Eine Tatsache ist allerdings, dass manche NS-Ideolo-

gen der deutschen Ostexpansion nach dem Krieg die Ideologie des Vertreibungsverbrechens mitformulierten.

Hans Krüger, der erste Präsident des 1958 durch den Zusammenschluss mehrerer Vertriebenenorganisationen entstandenen BdV, war ein überzeugter Nazi gewesen. Er soll schon an Hitlers Putsch in München 1923 teilgenommen haben. Und im besetzten Polen wurde er Richter in Chojnice (Konitz), wo während seiner Amtszeit Tausende Polen zum Tode verurteilt wurden. Im Oktober 1963 ernannte ihn Ludwig Erhard zum Vertriebenenminister, doch nach einer heftigen

denkonferenz stärken sollte. An diese gedanklichen Affinitäten der Nestoren der westdeutschen Geschichtsschreibung mit dem Dritten Reich erinnerten deutsche Medien im Rahmen der Debatte um das Zentrum gegen Vertreibungen.

Die polnische Bewertung der Rolle der Landsmannschaften und der BdV-Politiker wird sich sicher noch lange von der deutschen unterscheiden. Die Polen betonten die Nichtanerkennung der Folgen des Zweiten Weltkriegs durch die Berufsvertriebenen, die Deutschen dagegen ihre Verdienste um die Integration von Millionen von Ostdeutschen in Westdeutschland.

Beide Perspektiven sind berechtigt, auch wenn ihr Gewicht recht unterschiedlich ist. Es stimmt, dass Millionen von Flüchtlingen und Vertriebenen integriert wurden, während zum Beispiel die arabischen Staaten nach der Gründung Israels 1948 jahrzehntelang palästinensische Flüchtlinge absichtlich in Lagern leben ließen, damit dieser Schwebezustand eine eiternde Wunde bleibt und den Wunsch nach Revanche anstachelt. Die deutschen Politiker und Funktionäre der Landsmannschaften dagegen sprachen einerseits von der Rückkehr der Vertriebenen in ihre Heimat, forcierten andererseits jedoch administrativ und finanziell ihre Etablierung in der Bundesrepublik.

Die deutschen Flüchtlinge, Vertriebenen und Ausgesiedelten aus dem Osten zahlten zweifellos einen weitaus höheren Preis für Hitlers Krieg als sogar die Ausgebombten West- und Mitteldeutschlands. Die Ostpreußen, Pommern oder Niederschlesier machten die Hölle der verspäteten Flucht vor der heranrückenden Front, der wilden Vertreibungen 1945 oder die Schikanen und oft recht rüden „humanen Aussiedlungen“ durch. Ebenfalls trifft zu, dass die Vertriebenen in allen Besatzungszonen die durch

die deutschen Kriegsverluste entstandene demographische Lücke füllten. Brutal gesagt, gab es in allen vier Besatzungszonen Platz für sie. Darüber darf die oft schroffe Aufnahme der Ankömmlinge durch die Alteingesessenen nicht vergessen werden. Es stimmt auch, dass die einen ihr Verlusttrauma verdrängten, weil sie sich rasch der neuen Umgebung anpassen wollten, während andere es über Jahrzehnte kultivierten. Die einen stiegen schnell auf und machten Karriere, andere dagegen stiegen hoffnungslos ab und kamen damit nie wieder zurecht.

In Deutschland hört man, dass die Landsmannschaften zwar die Fiktion einer Rückkehr in die verlorene Heimat aufrecht erhielten, in Wirklichkeit jedoch zur Integrati-



Plakat des BdV mit Wappen der Landsmannschaften.

Kampagne in der VRP und der DDR musste er schon nach wenigen Monaten zurücktreten.

Solche Biografien sind ein Teil der „unbewältigten Vergangenheit“ des BdV, der andere sind ideologische Verwandtschaften zwischen der NS-„Ostforschung“ und offiziellen Ideologie der Vertriebenenverbände in der Zeit des Kalten Krieges. Werner Conze, Theodor Schieder und sogar Hans Rothfels hatten vor dem Krieg wissenschaftliche Begründungen für die deutschen Eroberungen geliefert. In den 50er Jahren stellten sie die „Dokumentation der Vertreibungen“ zusammen, die – unter Ausblendung der deutschen Kriegsverbrechen – die deutschen Verhandlungspositionen bei eventueller Frie-



Das SED-Wahlplakat von 1946 verdeutlicht die offizielle Sprachregelung: Aus Flüchtlingen und Vertriebenen werden „Umsiedler“.

on der Vertriebenen beitragen, indem sie ihre Frustrationen entluden. Doch das Beispiel der DDR, wo eine Kultivierung des Traumas der Vertreibungen untersagt war (auch wenn sie in der Belletristik angesprochen wurde), belegt, dass eine Integration auch durch eine Unterdrückung der Erinnerung möglich war. Dasselbe gilt für die Polen, die ihre Heimat im Osten verloren. Es ist übrigens bezeichnend, dass nach der Vereinigung Deutschlands und der Gründung von Landsmannschaften der Vertriebenen auch in der ehemaligen DDR deren Funktionäre nicht selten eher kritisch gegenüber der unversöhnlichen Haltung von „Berufsvertriebenen“ aus Westdeutschland waren. Für sie, die auch von 40 Jahren DDR geprägt wurden, war nicht die Anerkennung der Grenze an Oder und Neiße ein Problem, sondern die mangelnde Wahrnehmung der Kriegsleiden von Polen oder Russen... Das kann man in Bernhard Fischs Buch „Wir brauchen einen langen Atem. Die deutschen Vertriebenen 1990–1999“ nachlesen. Es gibt natürlich auch Gegenbeispiele, wenn junge „Vertriebene“ – wie Alexander Kleber von der sächsischen „Jungen Landsmannschaft Ostpreußen“ – an Treffen der neonazistischen NPD teilnehmen.

Die Geschichte lässt sich nicht nachträglich korrigieren. Nichtsdestoweniger kann man aus polnischer Perspektive die These wagen, dass sich die deutsch-polnischen Beziehungen besser entwickelt hätten, wenn das Potsdamer Abkommen keinerlei Zweideutigkeiten zugelassen hätte und die westlichen Alliierten willens – und imstande – gewesen wären, die klare Anerkennung der deutschen Nachkriegsgrenzen durch die 1949 entstehende Bundesrepublik zu erzwingen. Dann wären die Vertriebenenverbände nicht zu einer mächtigen, die Versöhnung mit Polen bremsenden Lobby geworden. Doch die Geschichte verlief so, wie sie verlief und es ist müßig, in ihren nicht zustande gekommenen Alternativabläufen herumzustochern.

Für Adenauer war die angeblich immer noch offene Grenzfrage ein wichtiges Argument für die Verankerung der Bonner Republik

langjährige BdV-Präsident Herbert Czaja gibt in seiner politischen Biographie „Unterwegs zum kleinsten Deutschland?“ (1996) zu, dass er sich auch nach der endgültigen Anerkennung der Grenze zu Polen durch Deutschland 1990 im Grunde nicht mit den Nachkriegsrealitäten abgefunden hat. Die Schuld am Verlust Ostdeutschlands gibt er den „Genscheristen“, den „68ern“ und allen nur möglichen Verzichtlern. Die Lektüre dieses tausendseitigen Buches ist sogar heute – fast zehn Jahre nach dem Tod des Autors – noch deprimierend. So viel archivarische Mühe, so viele Anstrengungen – und alles letztlich unnützlich, was Czaja sich bis zur letzten Seite nicht eingestehen wollte. Ihm scheint jene Gelassenheit gefehlt zu haben, die Herbert Hupka in sich fand, nachdem er über seinen eigenen Schatten gesprungen war. Sehr viele mehr oder weniger exponierte Funktionäre und Mitglieder der Landsmannschaften waren schon früher über diesen Schatten gesprungen, als sie mit den Polen vor Ort Kontakte suchten und fanden. Weder Polen noch Deutschland nützen eine

konfrontative Geschichtspolitik, ein neuer Museumskrieg oder eine Revitalisierung des alten Panzerpatriotismus. Gebraucht wird dagegen eine weit-sichtige polnische Strategie gegenüber den Vertriebenen. Statt zu schmolten und jede weitere „beunruhigende Erscheinung“ an den Fingern abzuzählen, könnte Warschau eindeutig sagen, was es von der deutschen Seite erwartet:

- eine Veränderung des Rechtsstatus der Vertriebenen, denn schließlich stammen viele dieser Rechts-

Westdeutsches Plakat gegen die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze.

im Westen. Für viele Vertriebenenpolitiker dagegen war sie zugleich Glaubensbekenntnis und Daseinsberechtigung. Der

positionen aus der Zeit des Kalten Krieges. Die biblische Vererbung des Vertriebenenstatus bis in die Ewigkeit ist absurd,

- eine kritische Analyse der politischen und personellen Vergangenheit der früheren prominenten Sprecher der Landsmannschaften und eine deutliche Distanzierung von jedweden politischen, finanziellen und moralischen Ansprüchen an die „Vertreiberstaaten“.

Wir sollten aber endlich offen und offiziell zu einer solidarischen Zusammenarbeit mit den Vertriebenen stehen, die seit Jahren sowieso von unten aufwächst:

- Bei der gemeinsamen Pflege des deutschen kulturellen Erbes auf dem Gebiet des heutigen Polen. Das ist heute unser gemeinsames europäisches Erbe.
- Bei der Musealisierung der deutschen Heimatgeschichte vor Ort, dort, wo sie sich abspielte. Denn schließlich sind die polnischen Breslauer, Stettiner oder Allensteiner nicht nur ihre Sachwalter, sondern auch ihre Erben.

Schließlich haben viele Deutsche und Polen im letzten Vierteljahrhundert umfangreiche Erfahrung auf diesem Gebiet gesammelt. Der großartige Wiederaufbau der riesigen Kirche in Chojna (Königsberg in Neumark) ist nur das neueste Beispiel dafür.

Und wer Augen zum Sehen und Ohren zum Hören hat, der wird leicht bedeutsame Signale von deutschen Politikern, aber auch aus BdV-Kreisen bemerken, die es wiederum polnischen Politikern erleichtern könnten, über ihren Schatten zu springen.

Auf dem kürzlichen „Tag der Heimat“ ging es viel moderater zu als in vergangenen Jahren. Es wurden neue Worte gefunden, und Tausende von BdV-Mitgliedern setzten mit ihrem Applaus andere Akzente als bisher.

Noch vor einem Jahr wurde Bundesinnenminister Otto Schily ausgepiffen, weil er die Idee unterstützte, ein Versöhnungszen-

trum zu errichten.





Deutschlandtreffen der schlesischen Landsmannschaft in München 1971. Protest gegen die Ostpolitik der Bundesregierung.

trum in Breslau zu errichten. Enthusiastisch aufgenommen dagegen wurde Angela Merkel, weil man mit ihrer Unterstützung für das Berliner Zentrum nach Lesart von Erika Steinbach rechnete.

In diesem Jahr hörten die Versammelten von ihrer Präsidentin, dass der BdV mit einer Art „Vergangenheitsbewältigung“ beginne, einer kritischen Analyse der personellen Verflechtungen des Bundes mit der Nazi-Vergangenheit. Und vom Bundespräsidenten bekamen sie einige Wahrheiten zu hören, die bis dato in diesem Kreis eher ungewöhnlich waren.

Der Bundespräsident hielt den Vertriebenen vor, dass Entschädigungsforderungen und das Beharren auf den so genannten Rechtsstandpunkten lediglich ihnen selbst – und den Nachbarn – erschweren, zu innerem Frieden zu finden. Er dankte dem BdV, dass er sich von der „Preußischen Treuhand“ distanziert habe. Und er bekam Applaus dafür! Demonstrativ erwähnte er nicht – unterstützte also auch nicht – die kurz davor von Erika Steinbach eröffnete Ausstellung „Erzwungene Wege“, und – abweichend vom Redemanuskript und zu Erika Steinbach, der Tochter eines Soldaten der Besatzungsarmee gewandt – sagte Horst Köhler deutlich, er selbst sei kein Vertriebener, denn seine Familie sei aus Bessarabien in ein Haus umgesiedelt worden, aus dem man zuvor die Polen vertrieben hatte, und später lediglich vor der herannahenden Front geflohen. Damit wies er darauf hin, dass es unter den „Vertriebenen“ auch Nutznießer der ethnischen Säuberungen der Nazis gab. Und niemand protestierte dagegen. Der überfüllte Saal reagierte dagegen mit Applaus auf das Zitat von Johannes Paul II., dass es Gottes Wille war, der Deutschland und Polen zu Nachbarn gemacht hat ...

Das offizielle Warschau fing diese neuen Signale nicht auf. Premierminister Kaczynski hat zwar Recht, wenn er sagt, Polen wäre

nicht in die EU aufgenommen worden, wenn es in Polen einen Vertriebenenverband gäbe, der die polnische Ostgrenze in Frage stellte und Ansprüche gegen seine Nachbarn erhöhe. Es stimmt auch, dass die kleinen polnische Vereine der Kresowiacy (Ostpolen) unvergleichbar sind mit der in der Zeit des Kalten Krieges mächtigen Lobby in Deutschland, die in Wahlkampfzeiten bis heute als eine politisch relevante Gruppe gilt.

Es scheint jedoch im polnischen wie im deutschen Interesse zu liegen, diese letzte Bestandsaufnahme des Kalten Krieges abzuschließen. Eine Absage an jedweden Dialog mit den Vertriebenen war die offizielle Haltung der volkspolnischen Politik. Sie war berechtigt während des lang anhaltenden polnisch-westdeutschen Tauziehens um die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze und die deutschen Rechtsstandpunkte. Dennoch trafen sich selbst damals, in den frühen 60er Jahren, polnische Emissäre mit Vertriebenenpolitikern, etwa Stanisław Stomma mit Herbert Czaja, um zu sondieren, welche Berührungspunkte es gab. Es gab keine.

Doch mit der endgültigen Anerkennung der Grenze durch das vereinigte Deutschland, mit dem Zerfall der UdSSR und Polens Bei-



und seinen Danzigern auf Anhieb gut aufgehoben fühlte. Seitdem sind die Begegnungen in Gemen seit Jahren ein deutsch-polnisches Bildungstreffen der Danziger mit einer europäischen Umrahmung, die von der Atlantikküste bis nach Königsberg, Estland, Georgien und Anatolien reicht ...

In Gemen sind fast alle über den deutsch-polnischen Schatten gesprungen und es gibt Freundschaften zwischen Deutschen und Polen, alten und neuen Danzigern, zwischen Vertriebenen deutscher und polnischer Sprache, aber insbesondere zwischen Jugendlichen beider Nationen. „Doppelköpfige Monster“ und „antideutsche Schatten“ werden selten bemüht, es geht darum, wie man aus Erinnerung an gewesenes Unrecht, Zukunft gestalten kann – links und rechts von der Oder-Neiße-Linie.

tritt zur NATO und zur EU hat sich die Lage diametral verändert. Letztendlich hat Polen den historischen Streit mit den Vertriebenenpolitikern gewonnen. Und daran hat weder der „Papierkrieg“ von 1998 der Bundestag-Erklärungen und der Sejm-Gegenerklärung zur Nachkriegsrolle der Vertriebenen und der deutschen Minderheit etwas geändert, noch die Appelle von Erika Steinbach, Deutschland solle ein Veto gegen den EU-Beitritt von „Vertreiberstaaten“ einlegen, sofern diese den deutschen Vertriebenen nicht moralische und finanzielle Satisfaktion leisteten, noch schließlich der Streit um das Berliner Zentrum gegen Vertreibungen.

Paradoxerweise hat gerade die heute Polen regierende Rechte die große Chance, die mentalen und medialen deutsch-polnischen Auseinandersetzungen der Nachkriegszeit, die immer wieder um die Art der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und seine Folgen ausbrachen, endgültig beizulegen.

Vielleicht zeigt sogar die Berliner Mission vom Sejm-Marschall Marek Jurek, dass eine derartige Strategie von den Politikern der PiS ausgebrütet wird. Es ist nicht ausgeschlossen, dass seine Gespräche mit deutschen Politikern die Rede von Bundespräsident Köhler beeinflusst hat. Und auch wenn Marek Jurek mit seinem Vorschlag, eine deutsch-polnische Historikerkommission einzurichten, ein wenig offene Türen einrennt, weil wir eine solche schließlich schon seit 1974 haben (und zwar mit guten wissenschaftlichen Erfolgen, aber dürftigeren in der Umsetzung), so kann man doch seinen Berlin-Besuch als Versuch unserer heutigen National-Konservativen einschätzen, aus ihrem antideutschen Schatten endlich herauszutreten.

Soweit zur Politik. Es gibt aber auch die Begegnung zwischen Menschen und die ist nicht selten einfacher.

Nie werde ich meine erste Ankunft in Gemen vor bald 20 Jahren vergessen. Auf Einladung von Gerhard Nitschke kam ich zum Treffen der Danziger Katholiken vom Adalbertus-Werk e.V. mit einigen Erfahrungen im Gespräch mit deutschen Vertriebenen. Und dennoch versetzte mir der Anblick der Danziger Fahne am Burgturm im ersten Augenblick einen leichten Stich, als ob sie mir mein Danzig streitig machen würde. „Unsinn! Du bist doch gar kein Danziger, sie sind es aber! Und die Breslauer oder Waldenburger Familiengeschichten sind für dich lebensnotwendig, damit deine eigene Kindheit für dich kein Propaganda-Plakat ist“, sagte ich mir und genoss das Wetter, zumal ich mich bei Gerhard



Adam Krzemiński, Warschau



Besuch der Baustelle der Dorotheenkirche während der Studientagung im Oktober 1994.



Pfarrer Bronisław Kabat beobachtet die Arbeiten am Außenputz der Kirche.

Liebe Leserinnen und Leser des *adalbertusforums*,

nach fast 20 Jahren geht die Bauzeit der St. Dorotheenkirche in Danzig-Nenkau/Jasien ihrem Ende entgegen! Sie ist in dieser Zeit ein besonderes Zeichen für Frieden und Versöhnung geworden.

Die Bilder zeigen, wie hart der Weg vom Baubeginn bis zur Fertigstellung der Kirche

gewesen ist. Nun können wir uns – gemeinsam mit der großen Gemeinde – auf den Tag der festlichen Weihe am 1. Juli dieses Jahres freuen. Aber noch sind nicht alle Rechnungen bezahlt und die Arbeiten in Inneren und am Äußeren auch noch nicht alle abgeschlossen.

So rufen wir Sie alle im Namen des Vorstandes des Kirchbauvereins St. Dorothea von Montau zu einer abschließenden großzügigen Spende auf!

*Eberhard Lilienthal
Viola Nitschke-Wobbe*

Spendenkonto: Kirchbauverein St. Dorothea von Montau e. V., Konto-Nr. 1856640, Deutsche Bank AG (BLZ 700 700 10)

GERHARD ERB

„Bischof von Danzig in schwerer Zeit“

schildert das Leben und Wirken des zweiten Danziger Bischofs Dr. Carl Maria Splett. Als 40-Jähriger übernahm er in dem politisch vom Nationalsozialismus bestimmten Freistaat Danzig diese brisante Aufgabe zwischen der deutschen und der polnischen Nation. Die Schwierigkeiten, dieses Bischofsamt in der NS-Zeit und zudem – ab 1939 – auch als Administrator der Diözese Kulm ein zweites Bistum zu führen, stellt die Broschüre in konzentriertem historischem Überblick dar. Ebenso werden die Umstände des vom polnischen Staat 1945/46 gegen Splett geführten Schauprozesses, der vorangegangenen Inhaftierung und der sich bis 1956 anschließenden unmenschlichen Einzelhaft geschildert.

Abschließend sind drei Kapitel den Themen des bischöflichen Wirkens zwischen 1957 und 1964 in der Bundesrepublik Deutschland – besonders in Düsseldorf, wo der Bischof

in der St.-Lambertus-Kirche auch begraben wurde – der Wahrnehmung bischöflicher Funktionen für die vertriebenen Danziger Katholiken und seiner Konzilsteilnahme 1963 sowie der offenen Frage einer nötigen Rehabilitierung Spletts durch den polnischen Staat gewidmet.

Die komplett zweisprachig gestaltete Broschüre soll kompakt informieren und eine bemerkenswerte Persönlichkeit des deutschen kirchlichen Lebens der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vorstellen, die im Grenzland zwischen Deutschen und Polen

■ Bestellungen bitte

per Post: Verlag Wilczek,
An der Vehlingshecke 35, 40221 Düsseldorf
per Fax: (02 11) 15 30 77
per E-Mail: wilczek.verlag@t-online.de

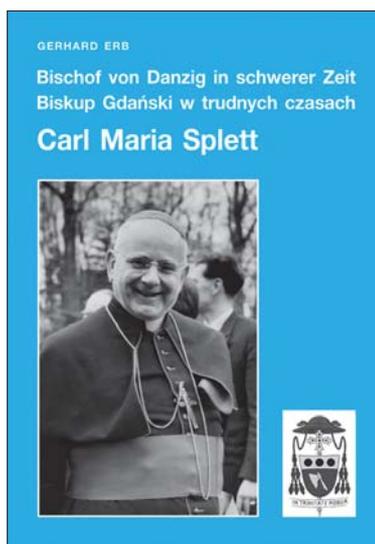
BESTELLSCHEIN

Hiermit bestelle/n ich/wir _____ Expl. „Bischof von Danzig in schwerer Zeit – Carl Maria Splett“ zum Preis von 11,90 Euro inkl. Versandkosten (Deutschland), zzgl. 3 Euro (sonstige Länder). Ich/Wir verpflichte/n mich/uns die Zahlung unmittelbar nach Rechnungserhalt vorzunehmen.

Name, Vorname

Straße, PLZ, Ort

Datum, Unterschrift



in politisch brisanten Zeiten wirkte. Bisher unveröffentlichte Bilder und Dokumente aus dem Archiv des Adalbertus-Werkes e. V. illustrieren den Text.

■ *Gerhard Erb: Bischof von Danzig in schwerer Zeit – Carl Maria Splett. Herausgeber: Adalbertus-Werk e. V. – Bildungswerk der Danziger Katholiken. Verlag Wilczek, 11,90 Euro inkl. Versandkosten (Deutschland), zzgl. 3 Euro (sonstige Länder). ISBN-13: 978-3-00-019324-8, 2006, 92 Seiten, cellophaniert, 2-sprachig deutsch/polnisch, mit zum Teil bisher unveröffentlichten Fotos und Dokumenten.*



Am 25. März 1957 unterzeichnen in Rom die Staats- und Regierungschefs von Frankreich, Italien, der Bundesrepublik Deutschland und den Benelux-Staaten in Rom die Verträge zur Gründung der EWG und der Europäischen Atomgemeinschaft (EURATOM).

„Einheit in der Vielfalt“

Zum 50. Jahrestag der „Römischen Verträge“

Hand aufs Herz: Vor 50 Jahren wurden in Rom Verträge unterzeichnet. Frankreich, Italien, Belgien, Luxemburg, die Niederlande und Deutschland gründeten die „Europäische Wirtschaftsgemeinschaft“ (EWG). Aber wer unterzeichnete da die Verträge? Ja – an Konrad Adenauer können wir Deutschen uns erinnern, Charles de Gaulle oder Robert Schumann, der den Plan zur Montanunion entworfen hatte, welcher am 18. April 1951 mit der Gründung der EGKS (Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl) umgesetzt wurde und einen wichtigen Schlüssel zum europäischen Einigungsprozess beitrug, sind noch ein Begriff, aber wer hat Europa eigentlich gebaut? Namen sind Schall und Rauch – wer weiß eigentlich noch, wer da in Rom unterschrieben hat, obwohl man diesen Gründervätern eigentlich danken müsste – auch wenn Europa uns auch solch herrlichen Blöd-

sinn wie eine Verordnung über den Krümmungsgrad von Bananen eingebracht hat!

Konrad Adenauer war damals auf dem Zenit seiner Karriere – absolute Mehrheit im Bundestag, die Westintegration der Bundesrepublik Deutschland abgeschlossen. Möglicherweise ist es nur ein Gerücht, aber er soll ab der Zonengrenze immer die Vorhänge in seinem Zugabteil geschlossen haben, damit er die „sibirische Steppe“ nicht ansehen muss. Das sagt viel aus – Europa war halt für Adenauer der demokratische Westen. Russland, Polen, die ČSSR oder Ungarn – das war für diese Politiker nicht Europa, sondern „Warschauer Pakt“. Heute ist das gottlob anders. Europa beginnt in Portugal und endet an der russischen Grenze. Europa beginnt in Schweden und endet in Griechenland. Aus sechs Staaten wurden neun, dann zwölf und fünfzehn und heute sind es 27 Mitglieder in der „Europäischen Union“. Die Architekten des europäischen Hauses sind allerdings größtenteils vergessen. In Erinnerung geblieben sind mehr die „Querulanten“, wie Margaret Thatcher. Geleistet haben aber viele Politiker ihren Teil: Theo Waigel zum Beispiel hat uns den Euro geschenkt, Helmut Kohl und Fran-

çois Mitterrand die Zollunion und Gyula Horn, damals ungarischer Außenminister, die Freiheit – wissend, dass Ungarn ein unverzichtbarer Teil der EU sein werde in einem geeinten Europa. Und Polen, Tschechien und die baltischen Staaten sind ebenso unverzichtbare Teile Europas und haben dies ohne „Solidaritätszuschlag“ und „Aufbau Ost“ geschafft. Man kann nicht Äpfel mit Birnen vergleichen, aber waren es nicht in der Tat die Polen, die die Menschen in Osteuropa – und eben auch in der DDR – zum Umdenken bewegt haben?

Wir müssen anerkennen, dass die Polen – nicht der Staat Polen – uns die deutsche Wiedervereinigung geschenkt haben! Aber wir dürfen auch sagen, dass wir im Adalbertus-Werk e.V. schon früher, als andere unseren Beitrag zu Europa geleistet haben. Von Anfang an haben die Danziger Katholiken gerade aus der Erfahrung des Heimatverlustes



heraus erkannt, dass ein europaweiter Friede in Freiheit der einzige Weg ist, die Heimat wiederzugewinnen. Wichtiger als das Rad der Geschichte zurückzudrehen, schien es ihnen zu sein, ein europäisches Haus aufzubauen, in dem alle Völker Selbstbestimmung und Freizügigkeit genießen.

Diese Perspektive drängt sich nicht nur auf, wenn man an die viel zitierte Gementer Botschaft von 1947 denkt. Auch die Themenschwerpunkte der Gementreffen bringen dies zutage. Schon im Jahr 1954, drei Jahre, bevor die „Römischen Verträge“ unterzeichnet wurden, hieß das Motto des 8. Gementreffens „Kirche – Heimat – Europa“. Der

Fotos von links: Karte der EU-Staaten, EU-Osterweiterung 2004. ■ Treffen der 27 Staats- und Regierungschefs der Europäischen Union in Berlin zum 50. Jahrestag der „Römischen Verträge“. ■ Europäisches Parlament in Straßburg.





Ausstellung des Adalbertus-Werkes e. V. und der Adalbertus-Jugend zum 60. Gementreffen, Juli 2006.

Heimatverlust wurde eingebettet in die beiden großen universalen Koordinatensysteme des Glaubens und der politischen Perspektive. Dieses Koordinatensystem blieb prägend für die Arbeit der Danziger Katholiken – bis heute, auch wenn zunächst die Aufarbeitung des Heimatverlustes und erst später der Europabezug im Vordergrund stand.

Den nächsten ausdrücklichen Europabezug in einem Gementmotto gab es 1979 (ein Jahr nach der Wahl Karol Wojtyłas zum Papst) beim 33. Treffen unter dem Motto „Der Osten in unserem Europa-Bild“. Noch weit entfernt von allen Hoffnungen, dass eines Tages der Eisernen Vorhang in Europa fallen könnte, war es den Danziger Katholiken dennoch wichtig bewusst zu machen, dass eine Europäische Gemeinschaft ohne die Staaten Mittel- und Osteuropas, ein halb vollendetes Projekt sei.

Elf Jahre später hatte sich das politische Koordinatensystem radikal verändert. Nun galt es nicht mehr, die Einheit Europas zu fordern, sondern sie zu gestalten. In Gemen spiegelte sich das im 1990er Motto „Aufbruch zur Einheit Europas“ wider. Die Beschäftigung von da an mit Europa-Themen könnte schon fast als inflationär bezeichnet werden, wenn man folgende Gementitel rekapituliert: „Nationalismus – Gefahr für Europa“ (1993), „Zukunft Europa – ein dialogischer Prozess“ (1996), „Miteinander leben –

Volksgruppen, Minderheiten, ‚Fremde‘ im nördlichen Ostmitteleuropa“ (2001), „EU-Osterweiterung – Hoffnungen, Ängste, Aufgaben“ (2002), „Europas Wandel im Ost-West-Spannungsfeld“ (2003), „Europa nach der Osterweiterung: Einheit in Vielfalt – Austausch der Gaben“ (2004).

Dass das Europathema den Gementagungen treu bleiben wird, dürfte selbstverständlich sein. Das liegt nicht nur daran, dass es trotz vermeidlicher Erreichung aller Ziele, da Polen und andere Staaten inzwischen gleichberechtigte EU-Mitglieder sind, immer noch genügend Aufgaben gibt beim „Aufbruch zur Einheit Europas“, dass es immer noch knirscht im Getriebe um eine gemeinsame Verfassung, eine gemeinsame Außenpolitik – oder viel einfacher um ein Einvernehmen und eine Gelassenheit im deutsch-polnischen Verhältnis. Noch entscheidender dürfte sein, dass der gemeinsame Bau am Haus Europa die einzige tragfähige Perspektive aus der Erfahrung des Heimatverlustes heraus ist, wenn unsere Arbeit mehr sein soll als reine Rückbesinnung.

In diesem Sinne: Herzlichen Glückwunsch, Europa: Ad multos annos!

Wolfgang Nitschke / Adalbert Ordowski

Kein Asyl für tschetschenischen Dichter

Bundesamt sieht Terrorvorbehalt für Aпти Bisultanov

Viele werden sich noch an das Gesprächsforum beim 57. Gementreffen erinnern, das unter dem Titel stand: „Gefahr für Europa? – Das Konfliktpotenzial in der Russischen Föderation“. Eindrucksvoll war dabei das persönliche Zeugnis, das der tschetschenische Dichter Aпти Bisultanov vor den Gemeineteilnehmern ablegte. Nun wurde ihm laut einer Erklärung der Deutsch-Kaukasischen Gesellschaft das Asyl in Deutschland verweigert. Zum Verhängnis wird dem Schriftsteller, der sich selber in der Unabhängigkeitsbewegung Tschetscheniens engagierte, dass er unter der Regierung Maschadov das Amt des Sozialministers innehatte. Aus schwerwiegenden Gründen



sei die Annahme gerechtfertigt – so das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge – „dass er ein Verbrechen gegen den Frieden, ein Kriegsverbrechen oder ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ begangen habe“ Aпти Bisultanov sei mitverantwortlich für die Menschenrechtsverletzungen, die von den Tschetschenen begangen worden seien.

Die Erklärung der Deutsch-Kaukasischen Gesellschaft hält dem entgegen: „Aпти Bisultanov hat als Dichter und Politiker jede Form der Gewalt gegen Zivilisten verurteilt und sich in der tschetschenischen Regierung für die Einhaltung rechtstaatlicher Normen eingesetzt. Es ist unrecht, ihm Verbrechen anzulasten, die er nicht begangen hat. Konkrete Beweise für Menschenrechtsverletzungen liegen gegen ihn nicht vor, es gibt auch kein Auslieferungersuchen seitens der russischen Regierung.“

Die Erklärung hat inzwischen eine Reihe von Unterstüzern gefunden, unter anderem Wolfgang Thierse, Hans-Christoph Buch und André Glucksmann.

Aпти Bisultanov verteidigte vor vier Jahren in Gemen die Maschadov-Regierung, die legal gewählt worden sei und mit Russland einen Friedensvertrag abgeschlossen habe. Und er gab uns damals auch eine Mahnung auf den Weg: Wenn wir uns damit einverstanden erklärten, dass die Verbrechen in Tschetschenien eine innere Angelegenheit Russlands seien, dann fiel das auf Europa zurück. Es wäre zu einfach, das Politikum eines Asylentzugs auf einen schlichten Verwaltungsakt zu reduzieren. **A.O.**





15 Minuten für die deutsche Minderheit

Radiosendung „Treffpunkt Gdańsk“ am Sonntagmorgen

Für deutsch-polnische Neuigkeiten rund um Danzig gibt es eine Wellenlänge: Seit Februar ist das zweisprachige Programm „Treffpunkt Gdańsk“ wieder auf Sendung. Allerdings muss man dafür auch am Tag des Herrn den Wecker stellen. Um 7.40 Uhr informiert der Bund der Deutschen Minder-



heit in Danzig in der deutsch-polnischen Radiosendung die deutsche Minderheit in der Woiwodschaft Pommern und alle, die an deutscher Sprache und Kultur interessiert sind. Inhaltlich geht es um deutsch-polnische Neuigkeiten, interessante Menschen und Geschichten aus Pommern und Umgebung, Neuigkeiten aus der deutschen Minderheit, Veranstaltungs- und Buchtipps mit deutsch-polnischem Bezug und nicht zuletzt um Musik, Anekdoten und Sachen zum Lachen.

In der Dreistadt läuft die Sendung von Radio Gdańsk auf der Frequenz 103,7 Mhz. Wer sie in Deutschland empfangen will, braucht einen Internetzugang und kann sie unter www.radio.gdansk.pl hören. Für das Programm sind ifa-Kulturmanagerin Margret Kutschke und die Radioredakteurin Joanna Matuszewska verantwortlich. Gefördert wird es durch das Institut für Auslandsbeziehungen in Stuttgart, durch die Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit und den Bund der Deutschen Minderheit in Danzig. Viel Spaß beim Zuhören!

A.O.

Bausubstanz der Marienkirche renovierungsbedürftig

Der Turm der Danziger Marienkirche wird in Kürze wohl für drei Jahre eingerüstet. Das ergab sich aus einer Untersuchung der deutschen Landesgewerbeanstalt (LGA), die mit einem Radar die Struktur der Danziger Marienkirche durchleuchtet hat. Besonders geprüft wurde das Sockelgeschoss der Turmmauer am Haupteingang und der Erlöserpfeiler. Dabei hat sich herausgestellt, dass an den Mauern des Turmes gearbeitet werden muss. Die Backsteine zerbröseln von innen her und haben an manchen Stellen Wassereinschlüsse. Allerdings hätten die Zerstörungen zum Glück keinen Einfluss auf die Stabilität der fast zwei Meter dicken Mauern. Dennoch müssten jetzt die Löcher in den Dachtraufen dringend repariert und die kaputten Backsteine entfernt und durch neue ersetzt werden. Die Reparaturarbeiten an der Kirche werden voraussichtlich drei Jahre andauern. In dieser Zeit wird der Turm von allen Seiten mit einem Baugerüst verdeckt sein. Begonnen wird mit der Reparatur des Daches und dem Austausch der verrosteten Fensterrahmen. Zur Finanzierung der auf 50 Millionen Złoty geschätzten Kosten will die Kirche sich an eine europäische Stiftung und die Stadt Danzig wenden.

(nach einer Meldung vom Dziennik Bałtycki, 9. 3. 2007)



Zum Gedenken

■ **Professor Herbert König** war in vielen Bereichen tätig: Ministerialdirigent war er, Beigeordneter Generalsekretär der OECD, Ordinarius für Verwaltungslehre der Universität der Bundeswehr in Hamburg, Leiter des Institutes für innovative Entwicklung in Bonn und Hamburg und Berater in- und ausländischer Regierungen. Vieles davon natürlich nacheinander, aber manchmal erfüllte er die Aufgaben auch parallel. Nach der Wende übernahm er – obwohl seit 1987



Emeritus – wieder eine Gastprofessur in Potsdam und kümmerte sich um die Verwaltungsreform in vielen Ländern Osteuropas. Russische Staats- und Kommunalbeamte lernten bei Prof. König, wie man

Verwaltungsstrukturen effektiver macht, aber auch angehende Beamte der Südafrikanischen Regierung.

Bei so vielen Aufgaben war es in seiner aktiven Laufbahn kein Wunder, dass seine Frau oft alleine nach Gemen kam – er hatte halt wenig und selten Zeit. Doch seit seiner Emeritierung war er immer öfter bei den Gementreffen dabei und zumindest in den letzten 10 Jahren gehörte Herbert zum festen Kern der Teilnehmer. Dabei war er kein Danziger oder Vertriebener. Professor Herbert König wurde am 25. Juli 1925 in Frankfurt am Main geboren. Sein Interesse an Danzig und Osteuropa entstand sicher auch durch seine Ehe mit Brigitte König, geb. Marzeion, die schon sehr lange im Adalbertus-Werk aktiv ist. Herbert Königs Engagement für Osteuropa kam aber mit Sicherheit von Herzen und es beschränkte sich auch nicht auf die Lehre. Das Adalbertus-Werk e. V. und viele Organisationen in Osteuropa verdanken ihm auch inhaltliche und materielle Zuwendungen, Rat und Hilfe.

Die Würdigung des Verstorbenen wäre unvollständig, wenn man nicht auch noch einmal seine fast unerschöpfliche Hilfsbereitschaft erwähnen würde. Niemand der ihn um Rat fragte oder mit einer persönlichen Angelegenheit aufsuchte, tat dies vergeblich. Herbert König hat sich immer Zeit genommen – auch wenn er sie eigentlich nicht hatte. Ich kann mich erinnern, dass er aus freien Stücken, nachdem er erfahren hatte, dass ich mein Studium beendet hatte, anrief und mir Wege ins Berufsleben aufzeigte, mir regelmäßig interessante Stellenausschreibungen oder Weiterbildungsangebote aus verschiedenen Quellen schickte und mich regelmäßig anrief und sich erkundigte, was denn nun herausgekommen sei. All diese Dinge hat er nie an die „große Glocke“ gehängt, sondern ist immer dem

Liebe Leserinnen und Leser,

in unserer Heimatbrief-Sammlung fehlen uns folgende Ausgaben für das Archiv:

1953: Nr. 2 Ostern	1957: alle Ausgaben	Sollten Sie von den aufgelisteten Ausgaben noch Exemplare besitzen, würden wir uns über deren Zusendung freuen.
Nr. 3 Sommer	1958: alle Ausgaben	
Nr. 4 Herbst	1962: September	Senden Sie diese Exemplare bitte an: Alfred Ordowski Schönwasserstraße 230 F 47800 Krefeld
Nr. 5 Weihnachten	1963: Jan., Febr., Sept.	
1954: Nr. 7 Sommer	1964: alle Ausgaben	Wir bedanken uns im Voraus für Ihre Bemühungen. <i>Adalbertus-Werk e.V.</i>
Nr. 8 Weihnachten	1965: alle Ausgaben	
1955: Nr. 9 Ostern	1966: alle Ausgaben	
Nr. 10 Weihnachten	1967: alle Ausgaben	
Juni, Juli, Aug., Sept., Okt., Nov., Dez.	1968: alle Ausgaben	
1956: Nr. 13 Ostern	1973: Juli	
Nr. 15 Oktober	1984: Aug., Sept.	
Nr. 16 Weihnachten		

Motto treu geblieben „tue Gutes und rede nicht darüber“.

Am 13. Januar 2007 ist Professor Herbert König verstorben.

„In Dankbarkeit für liebevolle Fürsorge, guten Rat und großzügige Hilfe nehmen wir Abschied in Trauer und Wehmut.“

So steht es in seiner Todesanzeige. Dies gilt nicht nur für seine Frau, seine Angehörige und Freunde, sondern auch für das Adalbertus-Werk. **W.N.**

■ Verantwortungsbewusst und mit wachen Augen wahrzunehmen, was in Kirche, Gesellschaft und Politik geschieht und als engagierter Christ daran mitzuwirken, dass es zum Wohle der Menschen, der Verständigung der Religionen und der Völker dienen mag, dies waren Leitgedanken für **Dr. Ansgar Koschel**, der am 5. März im Alter von nur 63 Jahren überraschend verstorben ist. Sein besonderes Wirken galt dem christlich-jüdischen Dialog und der deutsch-polnischen und deutsch-französischen Verständigung und Versöhnung in ehren- und hauptamtlichen Funktionen: seit 1982 Generalsekretär der deutschen Sektion von „Pax Christi“, 1990 Generalsekretär des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und in den Jahren 2000 bis 2006 als Direktor der Katholischen Akademie des Bistums Limburg Rabanus Maurus. Den Mitgliedern des Adalbertus-Werkes wurde er bei Tagungen



in Gemen und Danzig zu Fragen des christlich-jüdischen Dialogs und der Versöhnung mit Polen bekannt. Er begleitete die Vorbereitung mancher Tagung mit gutem Rat und Hilfestellung zur Findung

von kompetenten Gesprächspartnern und Referenten. Wir werden ihn und seine offene und herzliche Wesensart, seine kritische Begleitung und Hilfsbereitschaft sehr vermissen. Seiner Frau und der großen Familie wünschen wir Gottes Trost und Segen in der Zeit der Trauer.

■ Am 21. März 2007 verstarb im Alter von 87 Jahren **Clemens Kleppin**. Geboren am 25. 10. 1919 in Westpreußen kam er 1925 zusammen mit sieben Geschwistern nach Bütow in Pommern. Nach dem Tod seiner ersten Frau war er seit 1962 mit Ursula Saenger-Kleppin verheiratet – am 24. 3. 2007 hätten die beiden ihren 45. Hochzeitstag gefeiert. Ursula Saenger-Kleppin, die lange Jahre dem Arbeitskreis angehörte, seit Jahren unser Regionaltreffen in Elmshorn mitgestaltet und auch oft in Gemen zu den Teilnehmern zählte und dem Sohn Michael Kleppin und seiner Frau gilt unsere Anteilnahme. Die Hochzeit von Birgit und Michael am 7. 10. 2006 durfte Clemens – trotz schwerer Krankheit – noch erleben.

R.I.P. **V.N.-W. / W.N.**

Glückwünsche

■ **Pfarrer i. R. Klaus Langkau** vollendet sein 75. Lebensjahr. In Golmkau, Kreis Danziger Höhe, am 26. April 1932 geboren, wurde er am 8. Mai 1932 in der St.-Maria-Himmelfahrtskirche in Trampken von Pfarrer Glowienke getauft. Später verzog die



Familie nach Danzig-Schidlitz. In seinem Buch „Soweit Gedanken tragen ...“, schildert er in sehr eindrucksvoller Weise nicht nur sein Schicksal, sondern auch das unserer Heimat und aller Flüchtlinge und Heimatvertriebenen bis zum Neuanfang 1946/1947.

Nach erfolgtem Theologie- und Philosophiestudium in Frankfurt am Main, Münster und Osnabrück wurde er am 12. März 1960 zum Priester geweiht. Die Heimatprimiz feierte er in der St. Bonifatiuskirche Lübeck. 1971 erfolgte dann die Einsetzung als Pfarrer der Gemeinde St.-Maria-Himmelfahrt in Elmshorn in Schleswig-Holstein. Hier wirkte er 30 Jahre segensreich auch über seine sehr große Gemeinde hinaus. Als Präses der Kolpingfamilie Elmshorn übte er dann auch das Amt des Dekanatskammerers aus und ist auch jetzt noch Bezirkspräses und Ehrenpräses.

Neben seinen vielen Aufgaben hatte er auch noch Zeit für die Betreuung der Heimatvertriebenen, besonders aus den Diözesen Ermeland und Danzig.

Auf vielen Reisen nach Danzig und Ostpreußen hat er viel Lichtbildmaterial zusammengetragen. Viele Jahre konnten wir durch die Gastfreundschaft seiner Gemeinde mit dem Adalbertus-Werk unsere heimlichen Vesperandachten feiern mit anschließendem Beisammensein und vielen interessanten Referaten und Lichtbildervorträgen. Somit konnten wir das kulturelle Erbe der Danziger Katholiken pflegen.

Auch nach Eintritt in den Ruhestand und Umzug nach Kaaks bei Itzehoe im Jahre 2001, dürfen wir dank seiner Fürsorge auch weiterhin in seiner alten Gemeinde St. Marien, Elmshorn die Tradition unserer Treffen fortsetzen und sind Herrn Pfarrer Langkau und seiner Gemeinde von ganzem Herzen dafür dankbar.

Wir wünschen Herrn Pfarrer Langkau für seinen weiteren Lebensweg noch recht viele Jahre in Gesundheit und Gottes Segen für sein weiteres Wirken im Ruhestand.

Ursula Saenger-Kleppin

■ Es spricht für das Adalbertus-Werk, dass wir in dieser Ausgabe des **adalbertusforums** älteren und jüngeren Geburtstagsjubilaren gratulieren dürfen. Die Spanne derer, denen diese Zeilen gewidmet sind, reicht von 20 bis 80 Jahren. Beweis, dass das „Zusammenleben der Generationen“ bei uns nicht nur drei bloße Worte sind. **A.B.**

■ **Ulrich Guski** feiert am 16. Mai seinen 80. Geburtstag. Wenn es irgendwie geht, bereichert er die Gementreffen und Regionaltagungen mit seiner Anwesenheit. Sei es durch aufmerksames Zuhören oder aber durch den netten Plausch abseits des Programms. Ulrich hat über Jahrzehnte in Gemen oder beim Olivschen Sonntag in Düsseldorf den Küsterdienst ausgeführt. Ihm verdanken wir alle auch viele Kontakte nach Danzig, denn er war in den 70er Jahren einer der ersten, die regelmäßig in die alte Heimat gereist sind. In der Zeit der Gewerkschaft Solidarność und während des Kriegsrechts in Polen war Ulrich Guski an diversen Hilfsaktionen beteiligt.

■ 75 Jahre alt wurden im Januar die beiden „Evchen“. **Eva-Maria Miech** am 12. Januar und **Ewa-Maria Józwiak** am 14. Januar. Beide gehören nicht erst seit der Wende zum engen Freundeskreis des Adalbertus-Werkes und sind inzwischen auch regelmäßige Teilnehmerinnen der Gementreffen und der Studententagungen in Danzig. Erwähnt sei hier auch, dass Eva-Maria Miech sich sehr um Prälat Wothe gekümmert hat und ihn am Ende seines Lebens pflegte.

■ Ebenfalls 75 wird am 13. Mai **Maria Behnke**, die Witwe unseres Gründungsgeschäftsführers Jochen Behnke. Sie hat einen großen Teil der Aufbauphase unseres Werkes mitgetragen und hat mit ihrem Mann auch den Bernward-Verlag aufgebaut, in dem die ersten Publikationen des Adalbertus-

adalbertuswerk.de

www.adalbertuswerk.de – Die Neugestaltung unseres Internetauftrittes macht Fortschritte, noch sind nicht alle einzelnen Stichpunkte mit neuem Bildmaterial fertig gestellt, doch die Informationen sind schon auf dem neuesten Stand. Gut dokumentiert ist inzwischen auch das **adalbertusforum**, dessen Ausgaben seit der Nr. 2 im Jahre 2002 bis hin zur Festschrift zum 60. Gementreffen (Dezember 2006) komplett über die Internetseite im „Download“ zugänglich sind. Schauen Sie doch gelegentlich rein ...

Werkes erschienen sind. Viele der Publikationen bis zur Schrift anlässlich des 40. Gementreffens hat sie als Lektorin begleitet. Maria Behnke gehörte im vergangenen Jahr zu den über 200 Teilnehmern des 60. Gementreffens und ist unserer Arbeit bis heute eng verbunden.

■ Auf 7 reiche Lebensjahrzehnte konnte **Ingrid Davids**, am 18. Februar zurückblicken. Sie gehört in den Kreis derer, die schon vor mehr als 40 Jahren in der Verantwortung für die Arbeit der Danziger Katholischen Jugend standen – als Arbeitskreismitglied und Mädchenführerin. Kreative Arbeit mit den jüngeren Teilnehmern während der Gementreffen zählte auch dazu. Nach einer Zeit, da die Familie nur gelegentliche Teilnahme in Gemen ermöglichte, ist sie heute eine der engagiertesten Teilnehmerinnen, wenn es

darum geht, auch mit der jüngeren Generation in Kontakt zu treten. Ingrid ist ein guter Geist im Hintergrund, wenn es um die Gestaltung der Symbole der Wortgottesdienste geht, um Dekoration und manche andere Hilfe. Ihre große Leidenschaft ist Kalligraphie und graphische Gestaltung, so soll nicht unerwähnt bleiben, dass sie an den Ausstellungen zum 50. und auch zum 60. Gementreffen maßgeblichen Anteil hatte.

■ **Beata Pokrzeptowicz-Meyer** wird am 9. Juni 40 Jahre jung. Kontakt zu unserer Arbeit bekam sie vor einigen Jahren als Referentin in Gemen und Übersetzerin für Stephan Chwin. Im vergangenen Jahr stand sie uns während des gesamten 60. Gementreffens als Dolmetscherin zur Verfügung. Besonders dankbar sind wir ihr für die sorgfältige Übersetzung des Buches über Bischof Carl Maria Splett in die polnische Sprache. Auch sie gehört zu den „guten Geistern“ im Hintergrund, ohne die ein Gementreffen nicht so reibungslos funktionieren könnte.

■ Der derzeitige Sprecher der Adalbertus-Jugend, **Benedict Thiesen**, wird am 10. Mai zwanzig Jahre alt. Benedict hat das so genannte Gemen-Gen. Denn er stammt aus der großen Familie der Posacks aus Bonn. Seine Oma Christel Gollmann und seine Mutter Regine gehören zum Kreis der langjährigen Teilnehmer und Mitarbeiterinnen in Gemen.

■ Auch die stellv. Sprecherin der Adalbertus-Jugend **Mirjam Willert** feiert am 30. April ihren 20. Geburtstag. Bereits als Kind hat sie Gemen kennen gelernt und war gerne im Programm III. Heute bereichert sie die Arbeit des Arbeitskreises sowie der Adalbertus-Jugend mit ihren Ideen.

Allen, die bis zum Gementreffen Geburtstag feiern oder bereits gefeiert haben, seien Gottes Segen, gute Gesundheit und ein glückliches neues Lebensjahr gewünscht. Ad multos annos! **A.B. / W.N.**

Veranstaltungen

REGIONALTAGUNGEN 2007

26. August	Elmshorn
9. September	Frankfurt am Main
22./23. September	Essen
25. November	München

14. DEUTSCH-POLNISCHE STUDIENTAGUNG

des Adalbertus-Werkes in Danzig/Gdańsk
14. Mai 2007 bis 21. Mai 2007
 „Polens Rolle in Europa“
Anmeldungen: Wolfgang Nitschke,
 Anschrift siehe 61. Gementreffen.

BUCHPRÄSENTATION

des Adalbertus-Werkes: „*Carl Maria Splett*“
Bischof von Danzig in schwerer Zeit“ mit
 Autor Gerhard Erb am Sonntag **10. Juni 2007, 15 Uhr**, im Westpreußischen Landesmuseum, Am Steintor 5, 48167 Münster-Wolbeck.

61. GEMENTREFFEN

von Adalbertus-Werk und Adalbertus-Jugend vom **25. bis 30. Juli 2007**
 „*Migration – Integration: Weggehen und Ankommen im neuen Europa*“
Achtung: Die Deutsch-polnisch-litauische Jugendbegegnung beginnt bereits am 24. Juli.
Anmeldungen: Wolfgang Nitschke,
 Ganghoferstraße 58, 80339 München,
 Tel. (0 89) 50 20 55-7, Fax (0 89) 50 20 55-8,
 E-Mail: w.nitschke@adalbertuswerk.de

KREISAU Kontakt und Programm:
Intern. Jugendbegegnungsstätte Kreisau und Europäische Akademie
 Krzywowa 7, PL-58-112 Grodziszczce,
 Tel. +48-74-8500300 Fax +48-74-8500305,
 E-Mail: mdsms@krzywowa.org.pl
 www.krzywowa.org.pl

Änderungen bleiben vorbehalten.



Impressum

Herausgeber:
 Adalbertus-Werk e.V. und Adalbertus-Jugend
 Carl-Mosterts-Platz 1, 40477 Düsseldorf

Redaktion:
 Arndt Brede, Viola Nitschke-Wobbe, Wolfgang Nitschke (V.i.S.d.P.), Adalbert Ordowski

Redaktionsanschrift: Viola Nitschke-Wobbe
 An der Wellenburg 17, 60437 Frankfurt am Main
 Tel. (0 69) 95 05 94 70, Fax (0 69) 50 68 57 80
 E-Mail: v.nitschke-wobbe@adalbertuswerk.de
 Internet: www.adalbertuswerk.de

Gestaltung und Herstellung:
 MediaService Wilczek GmbH
 An der Vehlingshecke 35, 40221 Düsseldorf
 Tel. (02 11) 15 30 31, Fax (02 11) 15 30 77
 E-Mail: wilczek.gmbh@t-online.de

Fotos: Archiv, Auswärtiges Amt, G. Drost, EU, MEV, W. Nitschke, A. Ordowski, N. Quecke, D. Schicho.
 Für Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten. Für Nichtmitglieder wird eine Spende in Höhe von 15,- Euro je Jahr erbeten.
 Konto: Postbank Essen (BLZ 360 100 43)
 Konto-Nr. 151966-435 **ISSN 1862-1627**

Bitte ausschneiden und senden an: **Wolfgang Nitschke, Adalbertus-Werk e.V., Ganghoferstraße 58, 80339 München**
 per Fax an: **(0 89) 50 20 55 58**

BEITRITTSERKLÄRUNG

Hiermit erkläre ich meinen Beitritt zum Adalbertus-Werk e.V., Bildungswerk der Danziger Katholiken. Der Mindestbeitrag beträgt **25,00 Euro** für deutsche Mitglieder bzw. **15,00 Złoty** für polnische Mitglieder.

Ich verpflichte mich zur Zahlung eines Jahresbeitrages in Höhe von _____ Euro / _____ Złoty

Name: _____ Vorname: _____ Beruf: _____

geb.: _____ in: _____ Tel.: _____ Fax: _____

Straße: _____ PLZ: _____ Ort: _____

_____, den _____ Unterschrift: _____

(Bitte in Druckbuchstaben ausfüllen)

Die Mitgliedschaft verlängert sich automatisch jeweils um ein weiteres Jahr, wenn sie nicht zum Jahresende gekündigt wird.